



Äthiopien 2012

Auszug aus dem Reisebericht von Regina und Detlef Masny

1. Teil: Detlef Masny

Dienstag, den 10. Januar 2012

Bei Nieselregen und +8°C starten wir mit einem Mietwagen von Europcar am frühen Nachmittag in Richtung Frankfurter Flughafen.

Mittwoch, 11.01. Addis Abeba

Am Flughafen von Addis Abeba werden wir von Teddy abgeholt. Teddy ist Mitarbeiter des kleinen Unternehmens Four Seasons Travel & Tours, bei dem wir das Fahrzeug für die Reise geordert haben. Von Teddy erfahren wir, dass Bereket, unser Fahrer, schon am Vorabend in Addis losgefahren ist, um uns übermorgen rechtzeitig am Flughafen in Axum abholen zu können.

Donnerstag, 12.01. Lalibela

Während des Packens für unseren Flug am frühen Morgen nach Lalibela fällt der Strom aus. Aber wir haben unsere Stirnlampen griffbereit. Wir fliegen mit einer Bombardier Dash, einer modernen Turboprop-Maschine. Vor 36 Jahren waren wir innerhalb Äthiopiens noch mit DC 3 – Flugzeugen unterwegs, uralten aus dem Zweiten Weltkrieg stammenden Klapperkisten, und die Landebahnen in der Provinz waren damals Wiesen, von denen vor Starts und Landungen erst einmal die Kühe vertrieben werden mussten.. Mit einer Zwischenlandung im ehemals kaiserlichen Gondar fliegen wir über landwirtschaftlich genutzte Hochebenen und wild zerklüftetes Bergland nach Lalibela, das wegen seiner einmaligen als Monolithe aus der umgebenden Felsformation herausgearbeiteten Kirchen Weltrang genießt. Diese Felskirchen gehören zu den größten von Menschen aus Stein gehauenen Strukturen der Welt.

Mit einem Taxi fahren wir die 25 km vom Flughafen zur Stadt. Es ist die einzige asphaltierte Strecke, die Lalibela mit der Außenwelt verbindet. Wir steigen im Hotel Seven Olives ab, dem bei unserem ersten Aufenthalt einzigen Hotel des Ortes. Heute gibt es mehrere Hotels, und für die inzwischen zum Schutz gegen Witterungseinflüsse mit - auf Stahlstützen stehenden und die Architektur verunzierenden - Kunststoffdächern

versehenen Kirchen muss ein für 4 Tage gültiges Ticket erworben werden. Ständig bieten sich junge Männer als Führer an, und Kinder rufen uns „you“, „money“ und „give me pen“ hinterher. 1975 nach dem Sturz von Kaiser Haile Selassie war nicht nur Lalibela, sondern ganz Äthiopien fast frei von Touristen.

Die Atmosphäre im Ort, insbesondere im alten Ortskern und am Markt, ist aber immer noch sehr orientalistisch, fast biblisch anmutend. Wir wohnen einer Trauerfeier vollständig traditionell gekleideter Menschen bei, die im Schatten einer riesigen Sykomore stattfindet.

Freitag, 13.01. Axum

Unter uns liegen wieder unzählige Schluchten und Bergkämme. Bald taucht ein langer stark verästelter Stausee auf, an dessen Ende auch deutlich der Betondamm sichtbar wird. Er staut den Tekeze auf und ist mit 185 Metern der höchste Damm in Afrika. Hinter der Demokratischen Republik Kongo hat Äthiopien das zweitgrößte Wasserkraftpotential in Afrika. Der Damm wurde von einer chinesischen Firma gebaut, die sich im Ausschreibungswettbewerb gegen eine deutsche Firma durchsetzte. Fast alle Wasserkraftprojekte und größeren Straßenbauten in Äthiopien wurden und werden von Chinesen errichtet. Auch die Zementproduktion ist überwiegend in chinesischer Hand. Chinas Strategie ist langfristig ausgerichtet, um sich vor allem den Zugang zu afrikanischen Rohstoffreserven zu sichern.

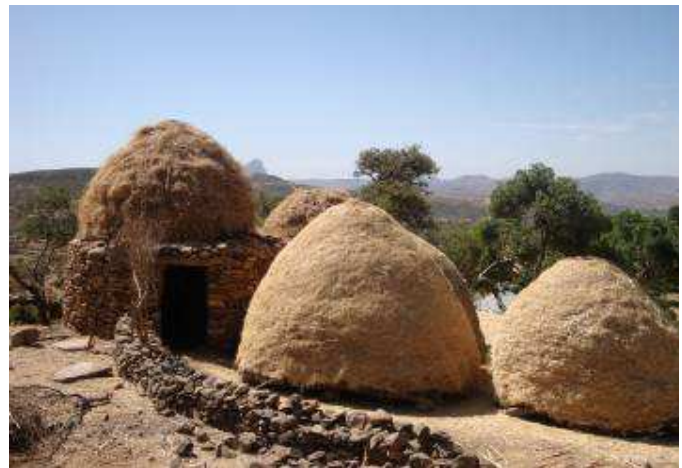
Am Flughafen in Axum steht schon Bereket mit seinem Toyota Landcruiser für uns bereit. Unsere lange Überlandfahrt beginnt. Wir fahren durch die pittoreske Bergszenerie des nördlichen Tigray, einer Provinz, der die heutigen politischen Entscheider Äthiopiens entstammen. Auch Bereket kommt aus Tigray und ist sehr stolz darauf.

Der Autoverkehr ist sehr spärlich. Ständig begegnen wir Lasten tragenden Eseln, seltener auch Kamelen, begleitet von bunt gekleideten Männern, überholen Pferdegespanne und in Reihe marschierende Männer, Spaten und Heugabeln geschultert. Auf den abgeernteten Feldern wird geworfelt und gedroschen. Ochsen und Pferde gehen im Kreis und dreschen dabei das Korn. Hier bietet Äthiopien unverändert ein archaisch anmutendes Bild, wie wir es von unserer ersten Reise in Erinnerung haben.

In Adigrat, der Grenzstadt zum verfeindeten Eritrea, biegen wir nach Süden ab, und im malerischen Städtchen Ferawn verlassen wir die Hauptstraße und rumpeln auf Schotterpiste nach Hawzien, das ich mir als Basisstation zur Erkundung der in den Bergfels gehauenen Kirchen (rock-hewn churches) im nördlichen Tigray auserkoren habe. In den Dörfern fallen uns die mit getrockneten Kuhfladen bedeckten Mauern auf.

Nahe bei Hawzien liegt wunderschön gelegen die von einem italienischen Ehepaar geführte Gheralta Lodge, die fünf komfortabel ausgestattete Bungalows zu gemäßigten Preisen anzubieten hat. Auf meine von Deutschland aus per E-Mail erfolgte Anfrage waren wir auf Warteliste gesetzt worden. Wir haben aber so viel Glück, für die erste Nacht einen Bungalow zu erhalten. Die beiden Folgenächte müssen wir in einer einfachen Unterkunft im Ort verbringen.

Wir genießen das schöne Gelände. Unsere Wäsche hängen wir auf eine Leine, die wir zwischen malerisch von einer Felswand herabhängenden Ästen spannen. Im warmen Wind trocknet die Wäsche im Nu. Zu Abend essen wir in familiär anmutendem Ambiente italienisch.



Samstag, 14.01. Nach dem Frühstück holt uns Bereket mit einem angeblich sehr guten Führer ab, den er dann in Hawzien aber wieder absetzt, weil der an diesem Tag andere Verpflichtungen habe. Wir gabeln dann im Ort Megab wieder einen lizenzierten Führer auf, der ein Tageshonorar von 250 Birr (etwa 11 Euro) verlangt, was Bereket als angemessen bezeichnet.

Die Felskirchen, die wir ansteuern wollen, habe ich mir nach den Angaben des von mir sehr geschätzten englischsprachigen Bradt-Reiseführers ausgesucht. Die Angaben der mir von Freunden überlassenen anderen Reiseführer (Lonely planet und Reise Know-How) sind dagegen ziemlich dürftig. Weil der Fußmarsch zu

den von mir ausgesuchten Felskirchen hin und zurück jeweils etwa 4 Stunden beträgt und die Anfahrt hinzukommt, können pro Tag nur zwei aufgesucht werden. Als erste nehmen wir uns Maryam Kokor vor. 2 km hinter Megab biegen wir in einen schmalen Fahrweg ab, der vor einer etwa 500 Meter hohen fast senkrechten Felswand endet. Das beeindruckende Gheralta-Massiv besteht überwiegend aus rotem Sandstein und ähnelt bezüglich Farbe und Formation bekannten Landschaften des amerikanischen Südwestens, also etwa dem Monument Valley oder dem Zion N.P.

Nach dem Verlassen des Fahrzeuges werden wir gleich von einer Schar Kinder umringt. Ein paar Meter weiter wartet schon ein Priester und kassiert 200 Birr Eintritt. Umständlich füllt er eine Quittung aus. Außer dem Führer begleitet uns noch ein Mann, um den wir nicht gebeten haben. Der Führer erklärt, dass dieser Mann die lästigen Kinder fernhalten wolle und es uns freigestellt sei, ob wir ihm dafür ein Trinkgeld geben wollen.

Nach zunächst sanftem Anstieg erreichen wir eine steile verblockte Rinne. Hier wie auch im weiteren Verlauf der Tour erweisen sich Reginas Bergstöcke als überflüssig bzw. hinderlich. Die Strecke führt meist über Fels, und ab und zu kommen auch die Hände zum Einsatz. Auf den folgenden Touren zu weiteren Felskirchen lässt Regina dann auch die Bergstöcke im Auto.

Nach etwa 2 Stunden treffen wir kurz vor Erreichen der Kirche zwei Insbruckerinnen, die uns erzählen, dass sie ihrem Führer nach ursprünglich geforderten 250 Birr auf 60 runtergehandelt haben. Bereket klärt uns nach der Tour darüber auf, dass die beiden Frauen von Jugendlichen geführt wurden, die keine Lizenz besitzen und auch nicht kompetent seien, Wissen zu vermitteln.

Die Außenfassade der aus der Felswand gehauenen bzw. in ihr ausgehöhlten Kirche ist weiß gekalkt. Ein Priester schließt die schweren Holztüren auf. Die linke ist für den Eintritt der Männer, die rechte für Frauen bestimmt. Wände, Pfeiler und Deckengewölbe sind fast flächendeckend ausgemalt und zeigen biblische Personen und Szenen.

Nach dem Verlassen der Kirche stehen wir nach wenigen Minuten in der rund 500 m hohen fast senkrechten Felswand und sehen tief unter uns unseren geparkten Toyota Landcruiser. Wir gehen noch ein kurzes Stück auf einem schmalen Felsband bis zu einer kleinen Holztür in der Felswand, hinter der sich die beiden kleinen ebenfalls ausgemalten Räume einer weiteren Felskirche (Abba Daniel Korkor) befinden.

Auf dem Rückweg begleiten uns einige Jugendliche, die für den Transport der Verpflegung und des Wassers für den Priester sorgen. Später sehen wir auch den Priester beim Abstieg vom Berg.

Da wir an diesem Tag noch zu der abgelegenen und von Megab aus über eine 20 km lange Piste und anschließendem Fußmarsch zu erreichende Felskirche Abuna Gebre Mikael wollen, verweigern wir die vom Führer erbetene Lunchunterbrechung in einem Dorfstaurant. Wir starten in einem Dorf, dem man anmerkt, dass hier sehr selten Touristen erscheinen. Die Kinder sind scheu und zurückhaltend. Erst als ich ihnen das Auftragen von Sonnencreme vorführe, tauen sie auf.

Hier wartet auch keiner, um eine Gebühr zu erheben, und der Priester der Kirche ist erst einmal nicht auffindbar. Es heißt aber, er komme nach. Wir gehen zunächst durch fast ebenes Gelände, passieren einfache





Gehöfte und erreichen am Fuße des Berges einen Teich, in dessen Nähe prächtige Sykomoren wachsen. Der Aufstieg ist dann steil. Wieder geht es durch eine verblockte Rinne und anschließend über ein Sandsteinmassiv. Außer unserem Führer, der die genaue Route offensichtlich nicht kennt, begleiten uns noch ein lokaler Führer aus dem Dorf und einige Jugendliche. An der Kirche angekommen, müssen wir eine Weile auf den nachkommenden Priester warten. Die Malereien in der Kirche gefallen uns noch besser als die von Maryam Korkor. Sie stammen aus dem 6. Jh. und wurden angeblich nicht restauriert. Auf unsere Frage, warum die Kirchen so weit oben in den Bergen mühsam aus dem Fels

gehauen wurden, werden uns als Gründe die Verfolgung durch muslimische Herrscher und die geringere Härte des Gesteins in den oberen Bergzonen genannt. Den Priester und den lokalen Führer zahlen wir noch oben aus, bevor sie den Berg auf einer kürzeren Route verlassen.

Zurück in Hawzien gehen wir abends in einem einfachen Lokal essen. Beim Verlassen des Lokals umschwärmt uns eine johlende und kleine Stöcke schwingende Jungenschar. Beim Weitergehen schlägt mir ein Frechdachs mit seinem Stock auf den Rücken. Das Stöcke-Schwingen ist Bestandteil des bevorstehenden Timkat- Festes.

Sonntag, 15.01.

Heute stehen zwei weitere Felskirchen auf dem Programm. Am Vormittag nehmen wir uns die Abuna Yemata Guh vor, die laut Reiseführer so spektakulär wie keine andere in einer sehr ausgesetzten Bergwand liegt und zum Teil nur durch Kletterei zu erreichen ist, weswegen manche Besucher aufgeben.

Recht bald nach dem Aufbruch treffen wir auf den im Schatten eines großen Olivenbaumes sitzenden Kassierer. Regina fühlt sich schwach und gibt im steileren Gelände nach einer Weile auf. In der zu erkletternden Wand sind glatt gegriffene und getretene Aushöhlungen in unregelmäßigen Abständen. Oben steht ein Mann und bietet mir ein herunter gelassenes Seil an. Da er das Seil nicht kurz hält, hätte er mich im Falle



eines Sturzes gar nicht halten können. Wie ich später sehe, gehört das Seil dem Begleiter eines Russen, der vor mir mit seiner Tochter zur Kirche hoch gestiegen ist. Bald nach der Kletterwand erreichen wir einen schmalen Sattel, auf dessen anderer Seite der Berg erst einmal mindestens 200 m senkrecht abfällt. Zur Linken recken sich dolchartig schlanke Felstürme und zur Rechten ein riesiger Felsturm, in dem sich die Kirche befindet, zu der man über einen kurzen steilen Aufschwung und dann über ein schmales etwa 20 Meter langes Band in der Felswand gelangt. Unmittelbar am Bergsattel befinden sich eine größere Höhle, in der früher die Frauen gebetet haben sollen, und zwei kleine mit Menschenknochen gefüllte Höhlen.

Die kleine Kirche besticht nicht nur durch die spektakuläre Lage, sondern auch durch die wunderschöne malerische Ausgestaltung. Auf dem Rückweg begegnet mir noch oberhalb der Kletterwand eine junge Belgierin, die mir erzählt, keine Seilunterstützung erhalten zu haben, was mich nicht wundert, weil sich die beiden Russen und ihre Begleiter schon unterhalb der Kletterwand befinden. Zu meinem Erstaunen sind aber meine Bergschuhe, die ich auf Geheiß meines Führers schon ein gutes Stück vor der Kirche ausziehen muss-

te, inzwischen auch abgeseilt worden. So klettere ich also ohne Seil und in Socken ab, wobei mich mein Führer an zwei Stellen auf geeignete Griffe hinweist.

Am Nachmittag nehmen wir uns die Abuna Abraham Debre Tsion als letzte Felskirche vor. Der Aufstieg ist dieses Mal einfach, und Regina geht es wieder besser. Im Vergleich zu den ersten drei von uns besuchten Kirchen ist diese recht groß und ist um den Kirchenraum herum von einem, ebenfalls im Berg gelegenen, Rundgang umgeben. Neben Malereien weist diese Kirche Steinmetzarbeiten und die Nachbildung der Bundeslade in Stein auf.

Auf der Rückfahrt halten wir bei einem kleinen Jungen, der uns auf einer Art primitiven Geige, einem länglichen Holzstück mit Ziegenbalg und einer Saite, etwas vorspielt. Er wird natürlich von uns „entlohnt“. Abends gehen wir im Ort wieder einfach essen. Auch die Jungen mit den Stöcken sind wieder unterwegs, aber dieses Mal sind wir auf der Hut.

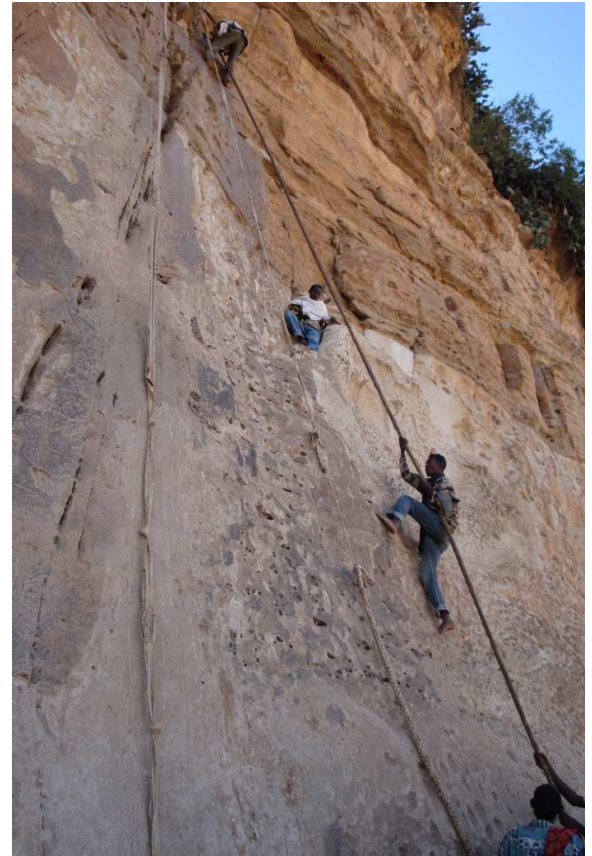
Montag, 16.01.

Wir brechen zur Rückfahrt nach Axum auf, biegen aber unterwegs auf einen Fahrweg ab, der zu dem auf einem Tafelberg gelegenen Kloster Debre Damo führt. Bereket wollte uns eher abraten, weil Frauen keinen Zugang haben und das Kloster nur mittels Kletterei an einem Seil zu erreichen sei. Kurz vor dem Tafelberg tauchen Soldaten und militärische Unterkünfte auf. Aber auch Zivilisten mit geschulterten Kalaschnikows sind zu sehen. Wir befinden uns an der Grenze zu Eritrea, die auch heute noch mehr als 10 Jahre nach Beendigung des Krieges der beiden Länder gesperrt ist.

Ich steige die Treppenstufen zum Tafelberg hoch, während Regina zunächst am Auto bleibt, weil sie Bereket so verstanden hat, dass sie noch nicht einmal bis zur Felswand des Tafelberges gehen dürfe. Das Missverständnis klärt sich erst auf, als später eine Gruppe Tschechen, Männer und Frauen, die Stufen hochsteigen. Sportliche junge Männer hangeln sich, am Seil pendelnd, die rund 20 Meter hohe fast senkrechte Wand hoch. Andere wie auch ich nehmen die Unterstützung durch ein verschlissenes Gurtband in Anspruch, das von oben gehalten und mit dem auch etwas gezogen wird. Nach zwei Dritteln der Strecke stehe ich auf einem schmalen Sims und schnappe nach Luft. Ich habe mit meinen 68 Jahren zwar immer noch recht gut trainierte Beine, was ich aber von meinen Armen nicht behaupten kann. Oben angelangt, krabbele ich durch eine Art Türrahmen und setze mich dann auf einen Stein, bis ich meine Sauerstoffschuld wieder ausgeglichen habe. Regina sieht später einen sportlich wirkenden jungen Europäer, dem die Kletterei sichtlich auch nicht leicht fällt.

Nach Besichtigung der Klosterkirche und einem Spaziergang entlang der ausgedehnten Siedlung für die Mönche begeben sich wieder zu der Treppe, die zum Ausstieg in die Wand führt. Dort befinden sich mehrere farbenprächtig gekleidete Priester mit bunten Sonnenschirmen und schwenken Weihrauchgefäße. Acht Männer ziehen kräftig an Seilen, bis in dem „Türrahmen“ am oberen Einstieg in die Felswand ein in farbiges Tuch gekleideter Sarg erscheint. Unten am Fuße der Felswand steht eine große Menschenmenge, eine traditionell in Weiß gekleidete Trauergesellschaft, in der die Priester wie bunte Tupfer wirken. Die Frauen stoßen laute Klagerufe aus. Da wir zwei Kameras haben, können wir das Spektakel von oben und unten fotografieren. Wie wir später von Bereket erfahren, handelt es sich bei dem Verstorbenen nicht etwa um einen kirchlichen Würdenträger, wie wir zunächst vermuten, sondern um einen Bauern des Dorfes.

Wieder auf der Straße nach Axum sehen wir einen umgekippten LKW mit eingedrücktem Führerhaus, die Ladung aus Bierflaschen komplett zerschmettert. Wir werden auf unserer weiteren Reise noch häufiger umgekippte, meist stark demolierte LKWs und Busse sehen, einmal einen Bus am Steilhang der Nilschlucht,



Folge eines Unfalls, bei dem 39 Menschen starben. Bereket erklärt, dass diese Unfälle fast immer auf Übermüdung oder Rauschgiftgenuss (Kauen von Kat) zurückzuführen sind. Da bis auf die Verbindungsstraße von Addis zum Hafen von Djibouti der Verkehr auf den Überlandstraßen sehr dünn ist, kommt es selten zu Zusammenstößen. Noch auf keiner unserer Reisen haben wir so viele schwer verunglückte Fahrzeuge gesehen. Wir fahren ohne LUNCHpause weiter nach Axum, der ältesten Kaiserstadt Äthiopiens. Nach den Nächten in einfacher Unterkunft wollen wir uns das Hotel Yeha, das beste und schönst gelegene in Axum, gönnen, aber es ist ausgebucht. Wir finden Platz im wesentlich schlichteren Hotel Africa, wo wir erst abends feststellen, dass das Zimmerlicht nicht brennt. Anschließend bemühen sich zwei Männer im Licht eines Handys um die Reparatur an einer heraushängenden Steckdose. Zumindest in den einfacheren Hotels hängen die Steckdosen fast immer aus der Wand und gründlich repariert wird nie, egal ob Klospülung, Dusche oder Licht. Es wird stets nur improvisiert und, wenn noch andere Zimmer frei sind, auch umgezogen, wo dann meist etwas anderes nicht funktioniert. Bei dieser Mentalität ist es doch erstaunlich, dass Ethiopian Airlines seit Jahrzehnten als eine der zuverlässigsten und sichersten Luftfahrtgesellschaften Afrikas gilt.

Dienstag, 17.01.

Das Frühstück nehmen wir im Freien vor dem Hotel Africa ein, während ein kleiner Shoeshine-Boy fleißig unsere Bergschuhe putzt, in deren Poren sich der Staub tief eingenistet hat. Nach dem Umzug ins Hotel Yeha fährt uns Bereket rauf zum Fuße eines mit blühenden Euphorbienbäumen bestandenen Hügels außerhalb der Stadt. Wir wandern dann hoch zum Kloster Pantaleon, wo uns nur ein alter halbblinder Mann (Diakon? Wächter?) empfängt, der aber nicht über einen Schlüssel für die Kirche verfügt. Er führt uns dann noch zum höchsten Punkt des Hügels, von wo wir nur das Schutzdach der Grabanlage Kaiser Kalebs sehen können, das wir dann auf der Rückfahrt auch besichtigen.

In Axum gehen wir durch das Areal der berühmten Stelen. Die während der italienischen Besetzung vor dem Zweiten Weltkrieg nach Rom verbrachte Stele wurde in jüngster Zeit in drei Blöcken zurückverfrachtet und wieder aufgestellt. Die alte Kathedrale Tsion Maryam, in der angeblich die echte Bundeslade aufbewahrt wird, darf von Frauen weiterhin nicht betreten werden. In der touristenfreien Zeit vor 36 Jahren hatte ein Priester Teile des Kronschatzes an den Begrenzungszaun gebracht, damit Regina ihn betrachten konnte. Ich besichtige auch noch die moderne zur Zeit von Kaiser Haile Selassie errichtete Kirche und anschließend die wunderschöne Arbuda Emsassa, von der wir damals nichts wussten. Vor der Kirche kommen wir mit einem netten Holländer aus Zwolle ins Gespräch, der seiner Reisegruppe nicht in die Kirche gefolgt ist, um den Eintrittspreis zu sparen.

Bereket ist es inzwischen gelungen, die schon vor der Reise von uns vorgenommene Reservierung in der Simiens Lodge per Handytelefonat um einen Tag vorzuziehen. Gegenüber meiner Reiseplanung haben wir einen Tag Vorsprung.

Zum Abendessen gehen wir wieder ins Hotel Africa. Um die Strecke zu dem am anderen Ende der Stadt liegenden Hotel Yeha nicht in der Dunkelheit laufen zu müssen, nehmen wir uns ein Bajaj (entspricht einer indischen Motorrikscha). Da der Fahrer gegenüber dem uns im Hotel genannten Preis einen mehrfach höheren verlangt und wir uns nicht einigen können, steigen wir nach einem Drittel der Strecke aus und gehen den Rest zu Fuß.

Mittwoch, 18.01.

Bereket kommt mit der Nachricht, dass in der Danakil-Wüste Touristen, Fahrer und Führer getötet bzw. verschleppt worden seien. Eine junge deutsche Frau habe entkommen können und per Satellitentelefon den Reiseveranstalter informiert. Bereket macht sich große Sorgen, weil ein Freund von ihm, einer der Fahrer, derzeit in der Danakil unterwegs sei. Tage später atmet Bereket auf, als er seinen Freund, der ebenfalls entkommen konnte, im Fernsehen auftreten sieht. Wir erhalten in den Folgetagen SMS-Anfragen unserer leicht besorgten Kinder, weil in den ersten Nachrichten geographisch nur pauschal von Nordäthiopien die Rede ist, wo wir uns derzeit ja auch aufhalten. Die Danakil hatten wir nie im Reiseplan. Wie sich Tage später herausstellt, handelte es sich um eine Reisegruppe des Dresdener Reiseunternehmens Diamir, die nach Angaben einer Rebellengruppe der Afar-Stämme in einem Feuergefecht mit der äthiopischen Armee zwischen die Fronten geraten sei. 2 Deutsche, 2 Ungarn und ein Österreicher wurden getötet und 2 Deutsche sowie 2

Äthiopier verschleppt. Die Bundesrepublik entsandte BKA-Beamte und eine GSG9-Spezialeinheit. Zum Zeitpunkt der Berichtsfassung sind die Verschleppten noch nicht frei. Die Afar-Rebellen behaupten, sie frei lassen zu wollen, aber durch Angriffe der äthiopischen Armee daran gehindert werden.

Wir fahren zunächst durch dicht besiedeltes Land. Endlose Reihen von Schülern in Schuluniform marschieren entlang der Straße. Eine sich manchmal bis zum Horizont hinziehende Reihe von Fußgängern, Karren und Tragtieren ist vor allem an Markttagen ein häufig zu beobachtendes Bild im ländlichen Äthiopien. Hinter der Stadt Inda Silase wechselt die Straße von Asphalt auf Schotter. Lange fahren wir über eine landwirtschaftlich intensiv genutzte Hochebene, und allmählich taucht am Horizont wie eine Mauer der nördliche Steilabfall des Simiens-Gebirges auf. Die Hochebene wird abgelöst durch eine wild gefurchte Gebirgs- und Hügellandschaft, unterbrochen durch die tiefe Talfurche des Tekeze-Flusses. Unser Fahrtempo wird zusätzlich gebremst durch eine lange Abfolge von Baustellen. Einmal müssen wir rund 45 Minuten warten, bis ein Bulldozer große Erdmassen von der Fahrbahn geschoben hat.

In der vor pittoresker Gebirgskulisse liegenden kleinen Stadt Adi Arkay legen wir eine Lunchpause ein. Wieder auf der Strecke will ich einen LKW fotografieren, dessen Ladefläche dicht mit stehenden Passagieren besetzt ist. Passanten auf der Straße geben mit aggressiven Gesten zu verstehen, dass sie das nicht wünschen. Bereket meint, wenn man sich dem nicht füge, würde man mit Steinen beworfen, wobei auch sein Auto Schaden nehmen könne. Diese Passagiertransporte per LKW sehen wir noch häufig, und Bereket erklärt uns, dass es sich um „Busverkehr“ handle.

Am späten Nachmittag erklimmen wir auf wilder Gebirgsstraße den oberen Rand des Simiens-Steilabfalls (EscarPMENT) und fahren bald darauf in Debark ein, wo wir uns mit einem spartanischen Hotelzimmer begnügen müssen. Wir schlendern in den Marktbereich. Das Gewimmel wirkt einerseits malerisch exotisch, andererseits sieht alles sehr ärmlich aus. An einer wackeligen Blechbude steht „Internetcafé“, und drinnen stehen tatsächlich zwei PCs, der eine von einem Holländer besetzt. Als wir uns gerade die Nachrichten von „tagesschau.de“ ansehen, fällt mal wieder der Strom aus. Der Holländer, der gerade eine lange E-Mail geschrieben, aber noch nicht gesendet hat, flucht heftig. Außerdem meint er, dass hier die Armut noch schlimmer wirke, als er sie auf Madagaskar erlebt habe.

Donnerstag, 19.01.

Da es entgegen der Aussage vom Vorabend in unserem Hotel kein Frühstück gibt, weichen wir in ein anderes aus, wo sich dann auch Bereket einfindet. Anschließend fahren wir in das Büro der Verwaltung des Simiens-Nationalparks. Entgegen den Angaben unseres Bradt-Reiseführers müssen wir für unsere Wanderungen nicht nur Eintritt und den Scout (1100 Birr für 4 Tage) bezahlen, sondern auch noch einen Führer (4x200 Birr). Vor 36 Jahren sind wir noch mutterseelenallein durch die Simiens gestreift. Der nette Scout heißt Ibrahim und spricht kein Wort Englisch, und der Führer heißt Chattoo, spricht einigermaßen verständlich Englisch, redet aber zu viel.

Auf einer Schotterpiste fahren wir die 22 km zur Simiens Lodge, wo wir uns einen Bungalow für 3 Nächte haben reservieren lassen. Auf der Preisskala der von uns genutzten Hotels, die mit umgerechnet rund 6 Euro beginnt, liegt die Simiens Lodge mit 170 USD einsam an der Spitze. Die Alternative wäre Zelten, worauf wir in unserem Alter aber nicht mehr so wild sind. Mit 3.260 m ü.NN nennt sich die Simiens Lodge die höchst gelegene in Afrika. In den Bale Mountains übernachteten wir später in einer noch höher gelegenen, die aber so herunter gekommen ist, dass sie die Bezeichnung „Lodge“ wohl nicht mehr verdient. Unsere Freunde, die in der Simiens Lodge 3 Jahre zuvor zu einem günstigeren Preis übernachtet hatten, lobten die Stromversorgung mittels Solarzellen und die komfortable Fußbodenheizung. Mittlerweile funktionieren die Fußbodenheizungen nicht mehr, und die Stromversorgung erfolgt über eine Leitung aus Debark mit entsprechend häufigem Stromausfall. Solche Erfahrungen erinnern mich immer an den Spruch „Africa wins again“, den ich von dem amerikanischen Leiter eines Hospitals im nördlichen Kenia vor Jahren gehört hatte.

Wir unternehmen eine schöne erste Wanderung entlang des Escarpments in Begleitung von Chattoo und Ibrahim. Ibrahim trägt eine alte Flinte, von der wir nicht wissen, ob sie geladen ist und gegen wen sie gerichtet werden könnte, jedenfalls nicht gegen die friedlich auf einer Wiese Graswurzeln fressenden und sich gegenseitig lausenden Geladas. Die Männchen der eng mit Pavianen verwandten Geladas haben einen haarlosen roten Fleck auf der Brust, der sich in der Brunftzeit knallrot färbt. Wir latschen teilweise mitten durch die Herde und können in aller Ruhe Schnappschüsse machen.

Abends werfen wir einen Blick in die höchst gelegene Bar Afrikas und nehmen dann einsam unser Dinner ein, weil wir an diesem Tag die einzigen Gäste sind. In unseren Bungalow kriecht langsam die nächtliche Kälte und wir kuscheln uns in die gemütlichen Betten.

Freitag, 20.01.

Um zum Frühstück in das Hauptgebäude eingelassen zu werden, müssen wir uns erst laut bemerkbar machen. Wir

unterhalten uns mit dem Manager. Er berichtet, dass Dr. Müller, ein Schweizer, der mit Hilfe des WWF (World Wildlife Fund) den Nationalpark aufgebaut hat, erst kürzlich wieder hier war. Wir erzählen, dass wir damals Dr. Müller während eines Fluges mit einer DC 3 kennen gelernt haben, und lassen uns abends vom Manager die E-Mail-Adresse von Dr. Müller geben.

Für die rund 40 km auf der Schotterpiste bis zum Chennek Camp benötigen wir eine gute Stunde. Kurz vor dem Chennek Camp halten wir, weil am Hang unter uns eine Gruppe weiß gewandeter Menschen und ein Priester eine Timkat-Zeremonie abhalten.

Ibrahim kennt den von Touristen wohl äußerst selten begangenen Pfad vom Chennek Camp hinunter zum Dorf Amiwalka am Fuße des Escarpments. Die Landschaft ist phantastisch. Wir tauchen in den Wald aus Erikabäumen ein, und sehen nach kurzer Zeit auf einer Lichtung eine kleine Herde der seltenen Abessinischen Steinböcke (Walia Ibex). Mit dem Teleobjektiv erwische ich ein prächtiges männliches Exemplar vor dem malerischen Hintergrund der steilen Bergwand. Inzwischen haben sich zwei junge Männer zu uns gesellt, die auf dem Weg hinunter in ihr Dorf unterwegs sind. Sie zeigen uns, wie wir einen großen Fels- und Erdbeben umgehen können, der erst vor zwei Wochen nieder gegangen ist.

Der steile Pfad führt durch wildromantische Landschaft. An einigen Stellen müssen wir die Hände zur Hilfe nehmen, und einige ausgesetzte Passagen gehen wir sehr vorsichtig. In einem lichten Hain von Erikabäumen tummelt sich eine Herde Geladas.

Wir erreichen das wellige Plateau der abgeernteten Getreidefelder von Amiwalka und streben auf einen Platz zu, auf dem im Kreis gehende Pferde das Korn ausdreschen und Männer mit hölzernen Heugabeln ausgedroschenes Stroh in die Luft werfen. Ibrahim führt uns anschließend zu den Schulgebäuden des Ortes. Im Schatten von Eukalyptusbäumen nehmen wir unseren Lunch aus dem Rucksack zu uns, während Ibrahim nach dem üblichen äthiopischen Begrüßungsritus eine Injera-Mahlzeit aus dem Dorf erhält. Zu uns gesellen sich vorsichtig und zurückhaltend zuerst Kinder und dann auch Erwachsene des Dorfes. Eine Frau hält uns ein Baby mit einer Brandwunde im Gesicht hin, die jedoch schon trocken ist. Regina trägt Schwefelpuder auf. Die zurückhaltende, Touristen ungewohnte Dorfbevölkerung empfinden wir als sehr wohltuend.

Oben im Chennek-Camp zeigt sich Bereket erleichtert über unsere Rückkehr. Er hat sich wegen der Schwierigkeiten des Weges Sorgen um Regina gemacht. Ein Scout im Camp, dessen Eltern unten in Amiwalka leben, spricht uns seine Anerkennung unserer Leistung aus. Wir nehmen an, dass er das unseres Alters wegen tut. In der Simiens Lodge ist an diesem Abend Betrieb, und in der Bar wie im Speisesaal brennen die Kaminfeuer.

Samstag, 21.01.

Dieses Mal fahren wir pünktlich um 7:00 Uhr los und erreichen eine Stunde später unseren Ausgangsort Abergirna, ein einsames als Rangerstation dienendes Gehöft. Unser Ziel, der Imet Gogo mit seiner Felsnase, sieht gar nicht weit entfernt aus. Die klare Bergluft und die zunächst nur leicht ansteigende offene Grasfläche erschweren die Entfernungsschätzung. Immerhin hatte Chattoo am Tag zuvor die Tourlänge mit 8 bis 9 Stunden angegeben. Der knapp 4000 m hohe Immet Gogo ist ein Eckpfeiler, an dem das Escarpment seinen



Ost-West-Verlauf auf Nord-Süd ändert.

Wir marschieren los und erreichen bald ein Areal mehrerer Meter hoher Lobelien, die wie Riesenkerzen aussehen und typisch für die hohen Gebirge des östlichen Afrikas sind. Dahinter fällt das Gelände ab, wir durchqueren ein Feld weißblühender Sträucher („everlastings“) und dringen zu meiner Verwunderung in eine Zone dichten Erikagebüsches ein. Chattoo, dem es offensichtlich an richtigem „Geländegefühl“ fehlt, hat sich verlaufen. Wir korrigieren unsere Route und steigen in einen Märchenwald aus mit langen Bartflechten behangenen Erikabäumen ein. Nach Erreichen der Talsohle steigen wir langsam in der dünnen Höhenluft hoch und stoßen an einem tiefen Schluchteinschnitt auf die tschechische Gruppe, die wir schon am Kloster Debre Damu getroffen haben. Sie sind mehrere Tage unterwegs und übernachten in Zelten. Kurz unter dem Gipfelaufbau stoßen wir noch auf eine deutsche Gruppe, die zurück zu ihrem Lagerplatz am Gich Camp wandert. Die Aussicht vom Gipfel verdient das Prädikat „Weltklasse“. Tief unter uns sehen wir auch Amiwalka und die beiden Schulgebäude. Beim Abstieg entdecken wir zwei Klippspringer, allerdings zu weit entfernt, um sie fotografieren zu können. Auf dem weiteren Rückweg sehen wir zweimal im hohen goldgelben Gras kleine Kuhherden weiden und ermahnen Chattoo und Ibrahim, diese Beobachtung unbedingt der Nationalparkverwaltung zu melden. Nach der Gründung des Nationalparks haben sich die Bewohner der Dörfer gegen eine Umsiedlung gewehrt, womit die Konflikte um Nutzungsrechte ungelöst geblieben sind. Genau 8 Stunden nach unserem Aufbruch sind wir wieder bei Bereket und unserem fahrbaren Untersatz.

Sonntag, 22.01.

Nach den drei Trekkingtagen gönnen wir uns längeres Ausschlafen. Nach dem Frühstück bummeln wir noch über die „Affenwiese“ zum Rand des Escarpments. Um 11 Uhr kommt Bereket und wir starten in Richtung Gondar.

In Gondar, das von 1635 an für 250 Jahre Sitz der äthiopischen Kaiser war, beziehen wir ein großes Zimmer im Capra Walia Inn, empfohlen im Bradt-Reiseführer unter der Kategorie „Moderate“. Zu Fuß gehen wir zu der etwas außerhalb gelegenen phantastisch dekorierten Kirche Debre Birhan Selassie.

Am Spätnachmittag sehen wir uns das ausgelassene Treiben vor dem Eingangstor zum Palastbezirk an. Mehrere Hochzeitsgesellschaften feiern, Brautjungfern in knallbunten Abendkleidern umringen Hochzeitspaare, es wird gesungen und gejoht, Menschen werden hochgehoben, und es wird gefilmt und fotografiert. Vor dem Tor zum Palastbezirk sind mittelalterlich gekleidete Wachen postiert, und Reiter auf bunt geschmückten Pferden passieren das Tor.

Vor dem Abendessen gehen wir in ein Internetcafé, um unsere E-Mails zu checken. Die Nacht im Capria Walia Inn wird ziemlich unruhig, weil in einem gegenüber liegenden Tanzlokal bis 2 Uhr morgens die Musik dröhnt.

Montag, 23.01.

Ausnahmsweise kommt Bereket verspätet und auch nicht mit dem Toyota, sondern im Auto eines ihm bekannten Kollegen. Die Batterie des Toyota hat versagt. Da wir wegen des Musiklärms nicht im Capria Walia Inn bleiben wollen, wechseln wir in ein von Berekets Kollegen empfohlenes Hotel, das sich später als schlechte Wahl entpuppt.

Wir verbringen einige Zeit im Palastbezirk von Gondar und suchen anschließend nach einer Bajaj, um uns zum Bad des Kaisers Fasilidas hinausfahren zu lassen. Ein Schlepper bringt uns zu einem Bajaj und will dafür Geld von uns, was er aber nicht bekommt. Daraufhin behauptet er, der Fahrer sei neu und kenne den Weg nicht. Dann will er sich zu uns auf die Rückbank zwängen, was wir ihm aber verweigern, weil wir die Bank schon selbst ausfüllen. Als sich der Fahrer weigert loszufahren, weil sich der Schlepper inzwischen neben ihn gesetzt hat und ihn damit behindert, wollen wir wieder aussteigen. Nun erst trollt sich der Schlepper davon, und die Bajaj setzt sich in Gang.

Das Bad des Fasilidas ist ein von einem Bassin umgebenes kleines Wasserschloss. Wenige Tage zuvor hat hier wie jedes Jahr das große Spektakel zum Timkatfest stattgefunden, wo nach der Segnung durch die Priester sich eine Masse von Menschen in das Bassin stürzt. An zwei Seiten des Bassins stehen noch die recht wacklig wirkenden Holztribünen für die Zuschauer.

Da ich an diesem Tag Geburtstag habe, gehen wir statt Lunch in ein Café und genießen dort „Geburtstagskuchen“ und köstlichen Avocado-„saft“, der so dick ist, dass man ihn löffeln muss.

Am Nachmittag fährt uns Bereket - mit der alten Batterie, weil die neue noch Säure ziehen muss – die 5 km hinaus zum Komplex von Kusquam, wohin sich offensichtlich selten Touristen verirren. Die Kirche ist verschlossen und die Palastanlagen teilweise verfallen. In einer Mauernische hoch oben hocken zwei Arbeiter wie nistende Vögel und noch weiter oben erscheint eine junge Frau, die ihren mit schöner Stimme vorgetragenen Gesang unterbricht. Wir werden in ein kleines Museum geführt, das schöne alte Schriften, das Bett der Kaiserin Mentewab und in einer gläsernen Vitrine die Knochen der Kaiserin und ihres Sohnes aufbewahrt.

Abends gehen wir bummeln und erledigen einige kleinere Einkäufe. Auf dem Weg zu einem besseren Restaurant sehen wir eine kleine Hotelpension, dessen Betreiber uns stolz den schönen Garten und den Frühstückspavillon zeigt. Das „bessere“ Restaurant wirkt abweisend, und wir gehen wieder in das einfache, aber nette vom Vorabend.

Im Hotel fließt auch abends nach 20 Uhr, entgegen aller Versprechungen, kein Wasser. Die Nacht wird unruhig. Aus der Hotelbar dringt eine Höllenmusik, auf den Fluren ertönen immer wieder laute Stimmen und ehe gegen Morgen der Krach wieder auflebt, melden sich die bellenden Hunde und krähenden Hähne.

Dienstag, 24.01.

Auch am Morgen fließt immer noch kein Wasser. Als ich die Kameratasche aus dem Schrank hole, sitzt ein Gecko drauf.

Die rund 170 km nach Bahir Dar am Süden des Tana Sees legen wir auf guter Asphaltstraße zurück. Nach den Hotel Erfahrungen in Gondar empfiehlt uns Bereket gleich das beste Hotel am Ort, das auf einem schönen Grundstück am See gelegene Tana Hotel. Wir waschen schnell ein paar Hemden aus, und gehen dann zum Mittagessen.

Am Nachmittag fahren wir auf guter Schotterstraße die 35 km zu den Tissisat-Fällen des Blauen Nil. Wir legen einen Stopp ein, damit ich einen pflügenden Bauern fotografieren kann. Ich springe über einen Graben und versinke auf der anderen Seite im Schlamm. An einem nahe gelegenen Überlauf kann ich meine Bergschuhe waschen.

Auch für die kleine Rundwanderung zu den Fällen ist wieder ein Führer obligatorisch. Dafür wird Regina nicht wie vor 36 Jahren von einem Hund gebissen. Aber statt einen der großen Wasserfälle Afrikas wie damals zu erleben, sehen wir jetzt nur trockene Felsstufen und nur noch an einer Stelle einen bescheidenen schmalen Wasserfall. 85% der Wassermenge werden in einen Kanal abgezweigt und einem Wasserkraftwerk zugeführt. Am Ende des Rundweges setzen wir mit einem Boot über den Blauen Nil und zwar oberhalb des Kanalabzweiges. Im Dorf an der Straße befüllen Frauen an einer Wasserstelle noch Tonkrüge und nicht wie heute sonst in Äthiopien üblich gelbe Plastikkanister. Kinder fragen uns, ob wir leere Kunststoffwasserflaschen übrig haben. Die Armut Äthiopiens ist sicher ein wesentlicher Grund, dass die Ränder der Landstraßen nicht mit Plastikmüll verunziert sind.

Mit Bereket diskutiere ich zwei alternative Routen für die Weiterfahrt am nächsten Tag. Bereket erklärt, dass die eine der beiden Straßen sehr schlecht sei und nicht der auf meiner Karte angegebenen Kategorie entspreche. Dagegen teilt er meine Meinung über die gute Qualität des Reiseführers Bradt. Der Engländer Bradt liebe Äthiopien und habe es erst kürzlich wieder besucht.

Mittwoch, 25.01.

In dieser Nacht schlafen wir ungestört durch. Für die verbleibende Strecke nach Addis haben wir zwei Tage eingeplant. Unseren ersten Halt legen wir an einem im Bradt-Führer beschriebenen Kratersee ein, der etwas abseits der Landstraße liegt. Er liegt in bewaldeter Umgebung, das Wasser ist ganz klar, und der See ähnelt durchaus einem Maar in der Eifel. In einigen Bäumen hängen Bienenkörbe und in anderen turnen schwarz-weiße Colobus-Affen.

Am frühen Nachmittag kehren wir in der Stadt Debre Marcos in ein Hotel zum Essen ein. Als sich Regina nach dem Essen erhebt, stellt sie fest, dass ihre Hose hinten nass ist. Erst jetzt bemerken wir, dass die Stühle offensichtlich vor kurzer Zeit gewaschen, aber anschließend nicht ausreichend getrocknet wurden. In Debre

Marcos sehen wir wie auch schon in anderen Städten Areale mehrstöckiger Häuser im Rohbau und auch schon fast fertiggestellte. Bereket erklärt, dass diese staatlichen Bauprogramme für arme Bevölkerungskreise aufgelegt wurden. Die Zuteilung erfolgte in einer Art Lotterieverfahren. Nach 5 Jahren Bewohnen und geleisteter Mietzahlungen gehöre die Wohnung den Nutzern. Sie könne allerdings nicht verkauft werden und falle bei Auszug an den Staat zurück.

Wir beenden diesen Tag in einem einfachen Hotel in der kleinen Stadt Dejen. Wir bummeln an der Hauptstraße die Reihe der kleinen Läden und Lokale entlang. Es werden sogar leere Wasserflaschen verkauft. Als wir zurückkehren, wird gerade eine Schafherde durch den Innenhof des Hotels getrieben.

Donnerstag, 26.01.

Trotz einiger Mücken haben wir gut geschlafen. Von Bereket erfahren wir, dass er dafür gesorgt hat, dass die Musik in der kleinen Hotelbar um 22 Uhr abgestellt wurde. Kurz hinter Dejen geht es 1.700 Höhenmeter hinunter zum Blauen Nil und auf der anderen Seite entsprechend hoch. Wir erreichen wieder eine der im zentralen Hochland stets höher als 2000 m ü. NN liegenden landwirtschaftlich genutzten Ebenen und halten bei einer Versammlung festlich gekleideter Menschen und geschmückter Pferde. Es ist ein Erntedankfest mit staatlichen Preisverleihungen, die die Arbeit der Kleinbauern beflügeln sollen. Wir müssen erst mit den Ordnern diskutieren, ehe wir fotografieren dürfen.

Etwa 2 Fahrstunden vor Addis biegen wir ab zum Kloster Debre Libanos. Seine Gründung wird einem Heiligen zugeschrieben, der der Legende nach das Gelübde ewigen Betens im Stehen abgelegt haben soll und dem Gott Flügel verliehen habe, damit er trotz abgestorbenen Beines weiter stehen könne. Die Italiener hatten in der Besatzungszeit als Vergeltungsmaßnahme für ein Attentat die Klostergebäude abgebrannt und fast alle Mönche erschossen. Die heutige Kirche wurde in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtet.

Ein freundlicher amharischer Priester führt uns durch die Kirche und das Museum. Er berichtet von der Vielfalt der äthiopischen Sprachen und Kulturen und daraus resultierender Probleme wie Neid und Spannungen. So empfinden die Oromo, immerhin die größte Volksgruppe, die mehrheitlich muslimisch und zum Teil Animisten sind, die orthodoxe Kirche wie eine Kolonialmacht.

Wir wandern nach dem Klosterrundgang einen bewaldeten Hang aufwärts zu einer Höhle, in der der Gründer des Klosters so lange auf einem Bein gestanden haben soll. Dem Wasser, das aus dem Felsen in die Höhle tropft, wird heilende Wirkung nachgesagt. Wir werden auf dem Weg von einem ehemaligen Englischlehrer begleitet, der von seinem Onkel vor Jahren hierher geschickt wurde, nachdem ihn die Ärzte nicht von seiner schweren Erkrankung heilen konnten. Er wurde in Debre Libanos wieder gesund und ist dort geblieben, um sich dem Bibelstudium und Gebet zu widmen. Auf dem Rückweg von der Höhle führen der Englischlehrer und Regina eine lebhafte Diskussion über Wasserheilungen und Frauenordination.

Bereket hat den Toyota im Schatten eines Baumes geparkt und teilt uns mit, dass er Frau Heran unsere Ankunft in Addis für 15 Uhr avisiert habe, was mit uns nicht abgestimmt war. Wir verzichten daraufhin auf die kurze Wanderung zur alten portugiesischen Brücke, die wir uns eigentlich noch vorgenommen hatten. Außer einer einem chinesischen Eigner gehörenden modernen Zementfabrik ist auf der restlichen Strecke bis Addis nichts Besonderes zu sehen.

Wir erreichen das Büro von Four Seasons erst nach 15 Uhr, und Frau Heran ist auch schon gegangen. Seit dem Vorabend haben wir mehrfach versucht, Tadesse telefonisch zu erreichen. Tadesse ist ein junger Mann, der als Waisenkind im Rahmen einer über die **Kindernothilfe** vermittelten Patenschaft von Detmolder Bekannten gefördert wurde und nach Ablauf der Patenschaft von ihnen bis heute finanziell unterstützt wird. Wir hatten uns bereit erklärt, ein Treffen mit Tadesse zu versuchen. Da wir über Tadesse's E-Mail-Adresse verfügen, schreiben wir ihm nun eine Mail, und die Angestellten von Four Seasons sind so freundlich, sie auch noch ins Amharische zu übersetzen, denn wir wissen nicht, wie es um Tadesse's Englischkenntnisse bestellt ist.

In Addis findet gerade eine Konferenz der Afrikanischen Union (AU) statt, weswegen alle besseren Hotels stark belegt sind und die Zufahrtsstraße vom Flughafen, an der auch das Büro von Four Seasons liegt, immer wieder gesperrt wird. Leider ist auch das angenehme Hotel Damu, in dem wir erst für die Folgenacht ein

Zimmer reserviert haben, voll belegt. Nach mühsamer Suche finden wir mit dem Hotel Faru einen Ersatz, der deutlich teurer und schlechter ist.

2. Teil: Regina Masny

Freitag, 27.1.

In unserem Faru-Hotel übernachteten auch viele Delegations-Mitglieder der AU. Deshalb wimmelt es hier vor Polizei. Die Autos werden sogar mit Spiegel von unten durchsucht. VISA-Zahlung „funktioniert heute nicht“, also zahlt Detlef mit Euro in bar. Die Abwicklung dauert über eine halbe Stunde. Bereket holt uns im Hotel ab und bringt uns mit unseren Sachen zu FSTA (Four Seasons). Wir führen ein langes Gespräch mit Frau Heran über die Wasserproblematik in Addis (sie hat einen 7000 l –Tank auf dem Dach ihres Hauses), über die von der Regierung ins Auge gefasste Landenteignung, derentwegen sie große wirtschaftliche Rückschläge befürchtet, und die Wahlen, die bei 96% der Stimmen für die Regierung wohl nicht ganz korrekt laufen. Frau Heran glaubt den Beteuerungen der Afar, dass sie die Touristen nicht umbringen wollten. Es sei ein dummer Zufall gewesen, dass sie ins Kreuzfeuer zwischen Rebellen und Regierungstruppen geraten seien. Sie selbst würde aber niemals in die Danakil reisen und vermittelt solche Reise auch sehr ungern.

Wir bezahlen den Tourabschnitt in den Süden und verabschieden uns herzlich von Frau Heran. Der Umzug ins Damu-Hotel verzögert sich, weil wegen der AU-Sitzung vorübergehend die Straße gesperrt ist. Bereket hat aber auch so weit vorn im Hof geparkt, dass er nicht herauskommt. Zunächst muss erst ein Auto von den Männern zur Seite gehoben werden, damit ein anderes wegrangiert werden kann. Als wir endlich im Damu-Hotel sind, ruft ein Freund von Tadesse an: Abraham. Tadesse habe die SIM-Karte seines Handys nicht aktiviert gehabt, daher sei er nicht erreichbar gewesen. Aber nun werde er, Abraham, versuchen, seinen Freund zu erreichen, und hoffe, dies bis zum Abend zu schaffen.

Wir lassen uns von Bereket zum Markt in Addis fahren, bummeln etwas lustlos darin herum, weil sich so viel verändert hat und nichts mehr richtig malerisch ist, und gehen nach einer Begutachtung des Teppichangebotes langsam zu Fuß zurück. Wir sehen zahlreiche uralte VW-Käfer auf den Straßen, die hier von den Einheimischen „Frosch“ genannt werden und durchaus Kultstatus haben.

Spät abends erfahren wir per Telefon, dass Tadesse nun wieder telefonisch erreichbar ist und bitten ihn für den nächsten Morgen ins Hotel.

Samstag, 28.1.

Um kurz vor 9 Uhr sind tatsächlich Tadesse und Abraham in der Hotel-Lobby erschienen; kurz darauf kommt auch Bereket dazu. Wir haben nur eine Stunde für sie, aber die Zeit reicht aus, um unsere anfänglichen Bedenken bezüglich der Seriosität der beiden zu zerstreuen. Beide waren als Vollwaisen Patenkinder der KNH (Kindernothilfe). Abraham hat eine Ausbildung in Informatik gemacht und ist jetzt Lagerleiter im äthiopischen Betrieb eines holländischen Kühlraum-Herstellers. Tadesse hat nach seiner Ausbildung als Technischer Zeichner noch einen Abschluss als Automechaniker gemacht, ist aber seit einem Jahr und fünf Monaten auf Arbeitssuche. Er hat sich darauf beschränkt, auf Zeitungsanzeigen zu reagieren, hat bislang damit aber keinen Erfolg gehabt. Manchmal findet er tageweise Arbeit. Die beiden Freunde wohnen ziemlich weit voneinander entfernt. Tadesse hat keinen eigenen Internetzugang, Abraham hat ihn wohl über die Firma. Er berichtet Tadesse deshalb über E-Mails, die für ihn eingegangen sind. Auf diese Weise hat dann ja der Kontakt mit den beiden schließlich geklappt. Wir verabreden uns noch für den letzten Abend vor unserem Abflug und verabschieden uns voneinander.

Auf der Fahrt nach Hawassa sehen wir zu Pyramiden aufgeschichtete Strohballen, bunt bemalte Grabstellen, Kamele und Pferdewagen. Am Hawassa-See beziehen wir ein schlichtes Hotel mit einem schönen Uferstreifen. Es hat sogar einen Swimmingpool. Benachbart liegt eine sehr schicke und teure Lodge, bei der wir uns für die nächste Nacht vormerken lassen. Dann bummeln wir noch zum Fischmarkt, der aber um diese Zeit verlassen ist.

Sonntag, 29.1.

Nach dem Frühstück schlendern wir gemächlich zum Fischmarkt. Dort müssen wir Eintritt bezahlen, können aber nach längerem Debattieren vermeiden, schon wieder einen Führer engagieren zu müssen. Es herrscht

lebhaftes Treiben. Die Fische werden fast ausschließlich von kleinen Fischerbooten aus gefangen. Einige sind schon im Boot in Plastikkisten verpackt worden, andere werden gleich aus den Netzen ans Ufer gekippt und dort sortiert. Manche werden dort auch gleich geschlachtet, was für die gierig wartenden Pelikane und Marabus ein gefundenes Fressen ist. Einmal sollen wir für einen weiteren Schnappschuss Geld bezahlen, obwohl wir ja schon den Eintritt entrichtet haben. Das lehnen wir natürlich entrüstet ab und suchen uns einen anderen Platz für ein ähnliches Foto. In der benachbarten Fischmarkthalle werden die Fische an Betontischen ausgenommen, die Abflusssrinnen für das Spülwasser und die Abfälle haben. Auch hier herrscht dichter Betrieb.

Wir lassen uns im ordentlichen Mittelklasse- Hotel Oasis ein Zimmer reservieren und sagen unsere Vormerkung in der teuren Lodge wieder ab. Zurückgekehrt zu unserem schlichten Hotel am See, packen wir unsere Sachen ins Auto und ziehen ins Hotel Oasis um. Dort treffen wir uns mit Herrn Masresha von der Partnerorganisation JeCCDO der Kindernothilfe. JeCCDO ist die Abkürzung für „Jerusalem Children and Community Development Organization“ (www.jeccdoethiopia.org). Sie ist 1985 von äthiopischen und britischen Privatleuten gegründet worden, offiziell registriert und kümmert sich besonders um Waisen und Straßenkinder. Ihre Basis hat sie im christlichen Glauben, ist jedoch nicht an eine Kirche oder Konfession gebunden. Ziel von JeCCDO ist in erster Linie die Förderung der Kinder. Alle anderen Ziele sind dem untergeordnet. Es gibt drei Programmbestandteile: Zugang zu Bildung, Zugang zu Gesundheitsfürsorge und gesunden Lebensverhältnissen und Bewusstseinsbildung zur Vermeidung von Umwelt-Risiken.

Zur Bildung gehört der Zugang zum Kindergarten und zur formalen Schulbildung in der Grundschule (bis 6. Klasse). Für Kinder, denen der Besuch einer formellen Schule nicht möglich war, besteht die Förderung in alternativer Bildung, d.h. Unterrichtsklassen in den Stadtteilen unabhängig vom Alter der Schüler und ohne formale Bedingungen wie z.B. Schuluniform. Dieser Unterricht wird von den einzelnen Stadtteil-Komitees verantwortet und durchgeführt. Nach Schulabschluss erhalten die Jugendlichen Hilfe zur Ausbildung, nach Abschluss der Ausbildung Hilfe, um Arbeit zu finden oder ein kleines Startkapital zur Selbständigkeit.

Die einzelnen Komitees kümmern sich auch um die Betreuung der Kinder, achten z.B. darauf, dass sie regelmäßig zur Schule kommen, und kümmern sich um die medizinische Betreuung im Krankheitsfall. Sie organisieren Kochkurse und Lehrgänge in verschiedenen Handwerkstechniken sowie in Buchführung und Hygiene. Sie befassen sich auch mit so heiklen Themen wie HIV/AIDS und weiblicher Genitalverstümmelung. Da sie selbst von der Unmenschlichkeit dieser Praktiken überzeugt werden konnten, verbreiten sie ihre Überzeugung mittels Theateraufführungen und Musicals weiter. So sei diese schreckliche Sitte weitgehend eingedämmt worden, sagt Herr Masresha. Gefragt, auf welche Weise JeCCDO denn die Mitglieder für die Komitees gewinnt, erklärt er, dass dazu die traditionell bestehende Struktur verwendet wurde, die bei Trauerfällen der Familie des Verstorbenen hilft. Die dafür dann spontan zusammentretende Gemeinschaft hat nach und nach auch ständige Aufgaben übernommen. Meist sind die Leiter der Komitees Frauen, und Herr Masresha kann ihr Engagement gar nicht genug loben.

Von den fünf Distrikt-Büros ist eines in Hawassa tätig und hat dort eine führende Funktion unter den 80 NGOs (non governmental organizations) inne. JeCCDO ist in zwei Stadtbezirken von Hawassa tätig und hat dort mehr als 30 Genossenschaften mit je 500 Mitgliedern gegründet. Alle Projekte sind auf fünf Jahre ausgelegt und werden dann in die Selbständigkeit entlassen. Seit 2004 existiert die Zusammenarbeit mit der Kindernothilfe, die von Herrn Masresha sehr geschätzt wird. Nachdem 2005 das erste Projekt für „urban agricultural promotion“ (Förderung von Gemüseanbau in der Stadt) gestartet wurde, konnten 2006 Verträge mit den kommunalen Behörden über die Zusammenarbeit geschlossen werden. Alle Pläne werden mit der regionalen Regierung abgestimmt und von ihr genehmigt. Im Juli 2011 wurden die ersten Projekte beendet und in die Selbständigkeit entlassen. JeCCDO legt Wert darauf, mit allen maßgeblichen Stellen vernetzt zu sein, um Reibungsverluste bei der Arbeit zu verhindern und größtmögliche Unterstützung zu erhalten. Die Südprovinz, in der Hawassa liegt, hat 15 Mio. Einwohner und 56 ethnische Gruppen. Hawassa selbst hat 292.000 Einwohner. JeCCDO unterhält drei Unterbüros hier. Insgesamt werden etwa 145.000 Familienangehörige im Rahmen der Projekte betreut.

Die JeCCDO-Komitees haben erreicht, dass am Stadtrand ein großes Areal umzäunt und der Zutritt dazu verboten wurde, damit sich die Natur erholen kann.

Es wird eine Müllabfuhr für Musterhaushalte organisiert mit dem Ziel, eine flächendeckende Müllentsorgung aufzubauen. Es gibt Aktionen zur Abfallbeseitigung am Seeufer und Demonstrationen vor Industriebe-



trieben und Krankenhäusern mit der Forderung nach Klärung der Abwässer. Es werden öffentliche Duschen und Toiletten gebaut, um die Hygieneverhältnisse der Stadt zu verbessern. Es gibt einen Kinderverkehrsclub und Erziehung in Verkehrssicherheit. Schülerlotsen werden ausgebildet.

Die Komitees errichten in Eigenarbeit und weitgehend mit eigenen Mitteln Gebäude für den Unterricht. Eines von ihnen können wir anschließend besuchen. Es findet gerade Unterricht für Straßenkinder bezüglich Sparen und Buchführung statt. Die Jugendlichen sol-

len lernen, Geschäftspläne zu erarbeiten und vorzulegen, damit sie Darlehen für eine Geschäftstätigkeit erhalten können. Dem Unterricht wohnen auch Vertreter der Komitees, der Stadtverwaltung sowie der örtlichen Polizei bei. Die Vertreterin des Stadtteil-Komitees hält eine kurze Rede, danach Herr Masresha. Natürlich sollen wir ebenfalls ein Grußwort an sie richten.

Auf dem Gelände befindet sich auch ein Lager für selbst hergestellte energiesparende Öfen, deren Form den äthiopischen Bedürfnissen genau angepasst ist. Ein großer runder Betonring enthält nur eine kleine Öffnung zum Anfeuern und für die Sauerstoffzufuhr. Der Ring hat exakt die Größe einer Injera-Pfanne, die ihn dann vollständig abdeckt und damit Austritt von Rauch und Wärme verhindert. Angeschlossen und durch eine kleine Öffnung verbunden ist ein weiterer kleiner Ring mit Rand, auf dem mit derselben Wärmezufuhr die zugehörige Soße gekocht werden kann. Das spart nicht nur Holzkohle, sondern verhindert auch, dass schädlicher Rauch in Augen und Lunge dringen kann, hat also auch noch eine gesundheitsfördernde Wirkung. Um zu vermeiden, dass die Straßenkinder beim Schulbesuch von den anderen Kindern gemobbt werden, weil sie lumpige Sachen tragen, erhalten sie ein Set von Schulkleidung einschließlich Socken und Schuhen sowie einen Schulrucksack. Damit haben sie dann keine äußerlichen Nachteile gegenüber den anderen Kindern mehr. Bei der Verteilung solcher Schul-Sets dürfen wir zum Vergnügen der umherstehenden Kinderschar mitwirken.

Auf dem Gelände befindet sich des Weiteren ein Bio-Intensiv-Garten zum Erlernen nachhaltigen Gemüseanbaus, der von der finnischen Botschaft finanziert wurde. Hier wurden alte Ölfässer aufgestellt, um sie mit Erde zu füllen und aus Seitenschlitzen rankende Pflanzen zu ziehen. Überall sprießt es aus kleinen Kisten und Dosen. Auch vor dem JeCCDO-Büro gibt es kleine Holzkästen und flach liegende Säcke, in denen sich ein ganzer Nutzgarten entwickelt hat. Auf diese Weise ist es auch Stadtbewohnern möglich, gesunde Nahrung anzubauen und ggf. auch an Supermärkte zu verkaufen. Die Projekte werden an den sogenannten „Vegetable Days“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Einmal pro Quartal werden dazu etwa 40 bis 50 Menschen eingeladen.



Anschließend fahren wir zu einer mit Unterstützung der Kindernothilfe errichteten Schule, die aber wegen des Sonntags geschlossen ist. Vor dem Gelände treffen wir ein ehemaliges Förderkind, einen jungen Mann namens Tegegu. Er hat sich mit etwas Startkapital von JeCCDO einen „Bauchladen“ (mobile shop) angeschafft, mit dem er als Straßenverkäufer großformatige Bilder von Fußball- und Filmstars verkauft. Immerhin verdient er so viel damit, dass es für seinen Lebensunterhalt, also Wohnung und Essen, reicht und er sich den Besuch der formellen Schule leisten kann. Sowohl Tegegu als auch Herr Masresha sind sichtlich stolz auf diesen Erfolg.

Dann dürfen wir noch einen kleinen Garten betreten, auf dem Kaffee, Zuckerrohr und Bananen, Kohl und anderes Gemüse angebaut werden. Auf dieser Hinterhofgröße können immerhin allein mit dem Kaffee-

Ertrag 3000 bis 5000 Birr pro Jahr erwirtschaftet werden. Es gibt noch weitere Projekte zur Förderung von Geflügel- und Kleintierhaltung.

Sehr beeindruckt und teilweise etwas erschlagen von der Fülle der Informationen, die uns Herr Masresha in einer Computer-Präsentation gezeigt hat, laden wir ihn dann zum verspäteten Mittagessen in ein Restaurant ein. Herr Masresha hat Wirtschaftswissenschaft studiert, ist verheiratet und hat zwei Kinder, eines davon erst eine Woche alt. Seine Frau arbeitet in der Versicherungsbranche. Die Kinder werden tagsüber von einem Mädchen betreut. Wir sind dankbar dafür, dass er sich sogar an einem Sonntag so viel Zeit für uns genommen hat.

Zur Erholung gehen wir noch einmal zum Seeufer auf dem Gelände unseres ersten Hotels. Dort hat sich inzwischen eine Hochzeitsgesellschaft breit gemacht. Es wird zu lauter Musik getanzt, und die Brautjungfern lagern auf dem Rasen. Nach einer ausführlichen Foto-Session in verschiedenen Gruppierungen löst sich alles auf, und die Gäste fahren ab.

Nach dem Abendessen sitzen wir noch bei einem Glas äthiopischem Wein in der Hotelbar und versuchen, das Erlebte und Gelernte nachzuvollziehen. Zum Glück habe ich mir ausführliche Notizen gemacht und auch einen Prospekt der Organisation erhalten. Wir gehen dann aber früh zu Bett.

Montag, 30.1.

Heute haben wir keine Eile, von Hawassa wegzufahren, denn wir wollen ja nur bis Dodola kommen und dort unsere Bergtour in die Bale-Berge organisieren. Als wir gegen 11 Uhr dort eintreffen, beziehen wir das einzige (ziemlich erbärmliche) Hotel und begeben uns zum Tourismusbüro. Man legt uns nahe, nicht in Dodola zu übernachten, sondern gleich die erste Bergetappe in Angriff zu nehmen. Die von uns geplante Strecke über die erste Berghütte hinaus bis zur zweiten an einem Tag zu laufen, sei doch zu viel. Kurz entschlossen lassen wir uns darauf ein. Das Hotel in Dodola ist ja ohnehin nicht gerade unsere Traumherberge. Die Verpflegung für die beiden Übernachtungen müssten wir aber in Dodola kaufen; kochen würde dann schon unser Führer. Als ich im Hinblick auf all die Sachen, die wir dann tragen müssen, etwas stöhne, heißt es, wir könnten auch ein Pferd samt Treiber mieten. Das ist natürlich wesentlich besser, als Dosen selbst zu schleppen. Also gehen wir mit Hilfe von Theresa und Orion im Ort einkaufen: Tee, Tomatenmark, Thunfisch in Dosen, Spaghetti, Salz, Zucker, Honig und ein paar Zwiebeln. Fladenbrot gibt es angeblich oben zu kaufen. Wir haben eine Stunde Zeit, unsere Sachen umzupacken, dann fahren wir mit unserem Führer Ismail und einem Pferdetreiber erst einmal zum Lunch in ein erstaunlich nettes Restaurant. Hier gibt es wieder die interessante Fruchtsaftmischung aus Avocado, Mango und Kokos – lecker! Dann fährt uns Bereket auf erbärmlich schlechter Strecke zum Ausgangspunkt unserer Wanderung. Manchmal sieht es so aus, als käme das Fahrzeug nicht weiter, aber Ismail gibt Bereket die richtigen Tipps. Oft fährt er vom Fahrweg ab über Felder oder Weiden. Irgendwann trifft dann auch ein Junge mit einem Pferd ein, dem unser dicker Rucksack verpackt aufgeladen wird. Auch der Führer lädt seinen kleinen Rucksack noch oben drauf.

Der Weg führt durch einen sehr schönen Wald von Hagenia- und Podocarpus- Bäumen. Hier tummeln sich viele Colobus-Affen. Dann geht es in eine Bachschlucht hinunter. Der Weg ist so ausgewaschen, dass sich richtige „Eisenbahnschwellen“ gebildet haben, auf denen man gar nicht so schlecht vorwärts kommt. Auf der anderen Seite des Baches geht es genauso aufwärts. Beim Steigen merkt man jedoch schon ein bisschen die Höhe. Nach knapp drei Stunden haben wir die Hütte erreicht. Der Pferdetreiber verabschiedet sich von uns; er geht sofort zurück, obwohl nicht sicher ist, dass er sein Dorf noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wird.

Vor der Berghütte brennt unter einem geflochtenen Dach ein offenes Feuer. Dort wärmt sich bereits ein französisches Ehepaar, das hinaufgeritten ist. Ihr Führer ist dabei, ihnen das Essen zu kochen; wir müssen daher warten und vertreiben uns die Zeit mit der Unterhaltung über die bisherigen Erlebnisse. Dann sind wir an der Reihe. Ismail hat ein erstaunlich leckeres Essen zustande gebracht. Während wir essen, geht es draußen ziemlich lustig zu. Die Berghütte liegt neben einem Dorf, und von dort ist jemand mit einer Kanne Tedsch gekommen. Natürlich wird probiert, und die einheimischen Männer beginnen zu singen, zu klatschen und zu tanzen. Als wir dazu kommen, ist der Zauber aber schon wieder vorbei. Wir bekommen noch einen Probeschluck Tedsch, der recht gut schmeckt, und verziehen uns dann alle ins Bett.

Dienstag, 31.1.

Nach einer Nacht in den mollen Decken ist es morgens ziemlich frisch. Aber wir bekommen eine Bank in die Sonne gestellt, und so wird uns sehr schnell warm. Es gibt Fladenbrot aus dem Dorf und Honig, den wir am Tag zuvor gekauft haben, dazu Tee. Das Brot schmeckt gut, viel besser als das Weißbrot, was man hier im Laden bekommt, und macht sehr satt.

Inzwischen haben wir ein neues Pferd mit Treiber bekommen. Diesmal wird uns Mousa begleiten. Es ist Teil des Projektes der GTZ, dass jedes Dorf immer nur einen Tag an den Touristen verdient und so alle etwas davon haben. Der Nachteil für die Pferdetreiber ist natürlich, dass sie den Weg, den sie mit den Touristen gegangen sind, jedes Mal leer zurückgehen müssen. Der Weg führt durch ein Stück Wald und dann an einigen Häusern mit Anpflanzungen von „falschen Bananen“ vorbei. Deren Früchte kann man nicht essen, aber die Wurzeln werden gehackt, in der Erde fermentiert und dann zu Speisebrei verarbeitet. Nach einem Anstieg über eine Weide haben wir schnell die Höhe erreicht. Dann geht es über weite Flächen mit Heidekraut-Büschen. Die Bale Berge sind hier sanft gerundet. Dass wir uns auf über dreieinhalbtausend Meter Höhe befinden, merkt man nur an der dünneren Luft. Ein Reiter mit Speer begegnet uns, will aber nicht fotografiert werden. Schließlich lässt er zu, dass Mousa den Speer für ein Foto hält. Äthiopische Wölfe habe es hier bis vor zwei Jahren gegeben, erklärt uns Ismail. Sie seien dann aber alle an Tollwut eingegangen.

Am späten Vormittag legen wir in der Nähe einer Kalksteinhöhle eine Lunchpause ein. Danach geht es lange durch Wald aufwärts, in dem riesige rotblühende Bäume das Bild beherrschen. Es handelt sich um eine Akazienart (*Hagenia Abyssinica*). Die Blüten werden zu Tee verarbeitet, der vor allem von schwangeren Frauen zur Magenreinigung getrunken wird.

Schon um 14 Uhr haben wir unser Ziel, die nächste Hütte (3.460 m ü.NN), nach fünfstündiger Wanderung erreicht. Mousa geht mit seinem Pferd wieder zurück. Ismail bietet uns eine Erfrischung aus Avocado, Tomate und Zwiebeln an. Zu weiteren Wanderungen haben wir keine Lust und legen uns einfach faul in die Sonne.

Die Betten werden uns später von Khadija zurechtgemacht. Sie macht auch den Abwasch und hilft Ismail beim Kochen. Als es dunkel geworden ist, bringt sie von ihrer Hütte ein Rindennest mit Glut und entzündet damit ein Feuer draußen in der Feuerstelle. Das sieht sehr schön aus, ist aber purer Luxus, denn der Wind weht ziemlich kalt darüber hin, sodass die Wärme weitgehend verpufft.

Mittwoch, 1.2.

Bevor wir uns zum Rückweg fertig machen, sucht uns eine Delegation auf. Mindestens zwei Mitglieder gehören zur Land- und Forstwirtschaftsverwaltung. Einer davon erläutert uns die miese Lebenssituation der Landbevölkerung mit hoher Arbeitslosigkeit und fehlenden Alternativen zur herkömmlichen Landwirtschaft. Er behauptet, von den Fördergeldern, die auch von der deutschen Regierung kommen, lande nur ein Bruchteil wirklich bei der Bevölkerung, der Rest verschwände in korrupten Kanälen. Wir sollten doch bitte genauer darauf achten, dass die Gelder auch ihr Ziel erreichen. Ich erkläre ihm daraufhin, dass für Fördergelder schon Rechenschaft verlangt würde, dass aber die deutsche Regierung nicht die Einzelnachweise der vor Ort getätigten Ausgaben nachprüfen könne. Mit der Korruption fertig zu werden, sei Aufgabe der Äthiopier selbst. Im Übrigen könnten die NGOs vor Ort eher Kontrolle ausüben, weshalb wir über die KNH die Projekte der Mekane Yesus Kirche unterstützten. Dann macht ihn Detlef noch auf die Arbeit der beiden Peace Corps Volontäre aufmerksam, die sich auf die Entwicklung von Ökotourismus konzentrieren. Der Wald hier sei ja sehr schön, aber ein Nachwachsen von jungen Bäumen würde wohl durch das Vieh verhindert, das die jungen Triebe abfrisst. Ja, sagt er, deshalb habe man ein etwa vier Hektar großes Gebiet als „enclosure“ nunmehr für Holzeinschlag und Viehtrieb gesperrt. Das würde auch kontrolliert. Wer an Markttagen mit Holz oder Holzkohle aus diesem Gebiet erwischt wird, riskiert sogar Gefängnisstrafe.

Auf dem Weg bergab begegnet uns ein Mann mit Pferd und Speer. Den Speer brauche er als Abwehr gegen Hyänen und Schakale, die es auf seine Schafe abgesehen haben, wird uns von Ismail erklärt. In den riesigen Podocarpus-Bäumen toben Colobus-Affen.

Bereket wartet pünktlich mit dem Auto auf uns. Da es im Restaurant in Dodola keine Suppe gibt, entschließen wir uns, gleich nach Adaba weiterzufahren. Die Betten im einzigen passablen Hotel dort sind uns zu schmal für zwei. Wir würden nach den Hüttennächten gern ein bisschen bequemer schlafen. Also entschließen wir uns zum großen Erstaunen des Personals, aber auch Berekets, zwei Zimmer zu nehmen.

Donnerstag, 2.2.

Um 9 Uhr sind wir mit dem Projektleiter der Mekane Yesus Kirche in Adaba, Herrn Mamush, und dem Betreuer der Patenkinder, Herrn Zerihun, im Hotel verabredet. Wir fahren zum Büro des Projektes. Jeder der sechs Fachbereiche des Projektes hat ein eigenes Büro. Es handelt sich um folgende Fachbereiche:

1. Education, 2. Health Service, 3. Gender Issues, 4. Water, 5. Savings & Credit und 6. Environmental Protection and Soil Conservation. (Bildung, Gesundheitsfürsorge, Frauen- und Kinderbelange, Zugang zu sauberem Trinkwasser, Sparen und Mikrokredit sowie Buchführung und Umweltschutz und Erhaltung des fruchtbaren Ackerbodens). Wir sehen Fotos von den Einrichtungen und Statistiken über die Schülerzahlen. Das Büro hat 9 Mitarbeiter einschließlich Fahrer.

In fünf Dörfern der Umgebung von Adaba wird die Dorfentwicklung gefördert: Furuna, Wosha, Bucha, Hako und Lajo, wobei die beiden letzteren 48 bzw. 60 km von Adaba entfernt liegen. Jede Arbeitsperiode ist auf 3 Jahre angesetzt. Die erste Periode endete 2010. In diesem Zeitraum wurde in jedem der fünf Dörfer eine Grundschule (bis 6. Klasse) erbaut und anschließend an die staatliche Verwaltung übergeben. Die Lehrer wurden vom Staat übernommen. Jetzt, in der zweiten Periode, die 2013 enden soll, werden weitere fünf Grundschulen erbaut. Ziel ist es, die Schulwege der jüngeren Schüler zu verkürzen, damit die Eltern sie überhaupt zur Schule schicken. So ist unser Patenkind Daniel erst mit 8 Jahren in die erste Klasse eingeschult worden, weil der Schulweg in Wosha 9 km betrug.

Die Klassenstärken bewegen sich um die 60 Schüler. Der Schulbetrieb findet meistens in zwei Schichten statt, um überhaupt alle Schüler berücksichtigen zu können. Weiterführende Schulen befinden sich nur in Adaba selbst. Schüler, die für einen täglichen Schulweg dorthin zu weit entfernt wohnen, müssen sich eine Unterkunft bei befreundeten Familien suchen. Häufig müssen sie für ihren Lebensunterhalt dann einen Teil des Tages, z.B. als Haushaltshilfe, arbeiten.

Nach der theoretischen Einführung fahren wir in zwei der Dörfer, zunächst nach dem 5 km entfernten Furuna. Die Fahrt geht erst über Erdstraße und dann als Abkürzung gleich offroad über die bereits abgeernteten Felder. Bereket ist überhaupt nicht davon begeistert; er hat Angst um sein Auto. Leider sind derzeit gerade Ferien, da das erste Semester abgeschlossen ist und das zweite erst eine Woche später beginnt. Deshalb können wir das Schulgebäude nur von außen besichtigen.

In der Nähe der Schule befindet sich auch eine vom Projekt erschlossene Wasserstelle: eine Schwengelpumpe, die das Wasser aus einer Tiefe von etwa 7 bis 8 Metern per Hand nach oben fördert. Das Areal ist eingezäunt und wird von einem Komitee betreut und bewirtschaftet. Das Wasser kann nur zu bestimmten Öffnungszeiten geholt werden und auch nur von den 50 zahlenden Familien der Gemeinschaft. Derzeit müssen sie 2 Birr pro Monat zahlen (etwa 10 Euro- Cts). Mit dem Geld wird die Wartung des Brunnens finanziert. Die Gemeinschaft überlegt aber, die Nutzungsgebühr auf 4 Birr zu verdoppeln, um die Bohrung eines weiteren Brunnens zu ermöglichen.

Obwohl der Brunnen nicht weit von der Schule entfernt liegt, können die Schüler ihn nicht während der Schulzeit benutzen, sondern müssen sich Trinkwasser von zu Hause aus mitbringen. So sieht man denn auch landesweit Schüler in Schuluniform und mit kleinen gelben Kanistern in den Händen zur Schule gehen. Anwesend bei unserer Besichtigung von Schule und Brunnen war eine junge Frau als „Field Assistent“, die für die Verbindung von den Dörflern zur öffentlichen Verwaltung und zur Mekane Yesus Projektleitung zuständig ist.

Auf dem Rückweg zum Auto sehen wir noch in einer Umzäunung von Kakteen einige fertig geformte Kaffeekannen zum Trocknen liegen. Als wir neugierig näher kommen, wird uns auch eine fertig gebrannte Kanne vorgezeigt und soll uns sogar geschenkt werden. Unter Hinweis auf unsere dafür ungeeigneten Gepäckstücke (Rucksäcke) lehnen wir das Geschenk dankend ab. Auch im Rahmen des Dorfentwicklungsprojektes gibt es handwerkliche Ausbildung, u.a. Korbflechten, Töpferei und den Bau von Energiespar-Öfen.



Nur 2 bis 3 % der Felder werden bewässert; alle anderen sind auf Regenwasser angewiesen. Regen fällt in dieser Gegend vor den hohen Bergen ausreichend, und der Boden ist fruchtbar. Das Projekt kümmert sich um Terrassierung der Hanglagen, um die Abschwemmung der fruchtbaren Ackerschicht zu verhindern. Die Terrassen werden aus Feldsteinen gebildet.

Als weitere Maßnahme zur Bodenkonservierung ist damit begonnen worden, in den oft tiefen und breiten Erosionsgräben, in denen in der Regenzeit das Wasser abfließt, sogenannte „Check Damms“ einzubauen. Das sind Verhaue aus Stöcken, Steinen und Sandsäcken, die die vom Wasser mitgerissene Erde auffangen und so die Ausweitung der Erosion verhindern sollen. Maßnahmen zur Wiederaufforstung und nachhaltigen Forstwirtschaft stecken allerdings noch in der Planungsphase. Herr Zerihun meint, dass damit vielleicht in der nächsten Periode begonnen werden könne. Auf unsere Frage nach den drei Dreschmaschinen, die das Projekt angeschafft hat, wird uns gesagt, dass sie sich nach der Ernte in der Wartung befinden. Wir können aber eine ähnliche Maschine besichtigen, die dem Projekt nicht gehört.

Was uns mittags beim Besuch unseres Patenkindes in Wosha erwartet, damit haben selbst unsere Begleiter vom Projekt nicht gerechnet. Hinter einem aus Baumzweigen gebogenen „Triumphbogen“ steht unser Patenkind Daniel mit den Eltern und dem Bruder, große Blumengestecke in der Hand, dahinter die restliche Familie und zahlreiche Gäste vor einem eigens gemieteten Festzelt der Dorfgemeinschaft. Natürlich werden zur Begrüßung zahllose Fotos gemacht. Dann werden wir auf Ehrenplätze im Festzelt geführt. Für die anderen Gäste sind Bänke und niedrige Tische aufgebaut worden. Trotzdem reicht der Platz nicht für alle Gäste, die sich dann am Zeltingang drängen und später im Austausch für andere einen Sitzplatz und Essen bekommen.

Nach der Begrüßung durch einen Repräsentanten der Dorfgemeinschaft, der aus diesem Anlass die Moderatorenrolle übernommen hat, eröffnet der orthodoxe Priester mit einem Gebet die Veranstaltung. Es wird eine Schüssel herumgereicht, über der den Gästen die Hände gewaschen werden. Dann gibt es Injera und Wot (eine gut gewürzte Soße), dazu geröstete Teff-Körner und Gemüse sowie für die Ehrengäste ein Glas Buttermilch. Davon kosten wir aber sicherheitshalber nur ein wenig. Das Essen schmeckt sehr gut. Für uns gibt es noch je eine Flasche Limonade, was als ausgesprochener Luxus betrachtet werden muss. Die Gäste aus dem Dorf trinken Talla, selbst gebräutes Bier. Unser Patenkind Daniel bewegt sich sehr schüchtern in der ungewohnten Situation. Wir bitten darum, dass wir auch von Daniels beiden Schwestern ein Foto machen dürfen, die so schüchtern sind, dass sie dem Betreuer nicht einmal ihr Alter verraten. Nach dem Essen lassen wir Familienfotos und Ansichtskarten von Detmold herumgehen. Für Herrn Mamush haben wir eine englischsprachige Broschüre über Detmold mitgebracht. Für Daniel selbst gibt es ein Detmold-Memory und für seine Mutter eine Detmold-Tasche. Nun startet ein weiterer Programmteil. Zwei Jugendliche aus den Kinder- bzw. Jugendclubs verlesen selbstgeschriebene Gedichte, deren Inhalt sich mit der UN-Konvention für Kinder- und Jugendrechte beschäftigt. Es folgen Reden von unterschiedlichen Projektleitern, zwei Dorfältesten, dem Vater von Daniel, von Herrn Mamush und Herrn Zerihun und natürlich auch von uns beiden. Dann erhalten wir beide noch Geschenke,



zwei hölzerne geschnitzte Behälter, besetzt mit Glasperlenschmuck und kleinen Kaurimuscheln. Abschließend spricht der Priester noch einmal. Dann gibt es einen Nachtisch aus einer Art ungesüßtem Pudding mit zerlassener Butter und als krönender Abschluss folgt die traditionelle Kaffeezeremonie, bei der die Bohnen vor den Augen der Gäste auf einem kleinen Holzkohlenfeuer geröstet, dann in einem Mörser zerstampft und zu einem starken und gesüßten Kaffee verarbeitet werden.

Ehe wir uns verabschieden, frage ich noch, ob wir eventuell das Haus der Familie betreten dürfen, was uns gern gewährt wird. Es handelt sich um ein geräumiges Tukul (Rundhütte) mit sauberem, fest gestampftem Lehmbooden. Auf einer Seite steht das Ehebett der Eltern, abgetrennt durch einen Vorhang. Weitere Möbel gibt es nicht. Die vier Kinder schlafen auf dem Boden. An den Wänden hängen bunte Heiligenbilder. An einer Seite lagern zahlreiche Getreidesäcke. Vor dem Tukul möchten wir gern noch ein Foto von der Familie machen und müssen verhindern, dass gleich die zahlreiche Sippe mit auf dem Foto erscheint. Aber natürlich gibt es dann noch Fotos mit Oma, Tanten und anderen Familienangehörigen. Wir versprechen natürlich, die Fotos zu schicken. Nach einem herzlichen Abschied fahren wir dann zurück nach Adaba.



Freitag, 3.2.

Wir fahren mit Herrn Zerihun nach Wosha, wo wir von Daniel und seinem Vater am Straßenrand erwartet werden. Wir danken noch einmal für den überwältigenden Empfang vom Vortag und versprechen, ein Fotoalbum zu schicken. Detlef übergibt den Brief mit unserer Geldbeteiligung und wir verabschieden uns. Zunächst kommen wir an Daniels Schule vorbei, die nicht vom KNH-Partner finanziert wurde, sondern von US AID. Sie betreut 1400 Schüler in zwei Schichten. Zu Daniels Klasse gehören 60 Schüler. Trotz der Ferien ist der Direktor zufällig anwesend und schließt uns einen Klassenraum auf. Die Schule hat eigenen Landbesitz. Die Ernte wird von Bauern der Umgebung eingebracht und auf dem Markt von Adaba verkauft. Auf dem Schulgelände befindet sich auch ein Brunnen. Etwas zögernd erkundige ich mich nach den Toiletten. Das kleine Gebäude enthält für Jungen und Mädchen je drei Abteile ohne Türen und nur mit einem Schlitz im Betonfußboden. Da es kein Wasser im Gebäude gibt, sind die hygienischen Zustände ziemlich abschreckend. Es wird gerade an einem neuen Toilettengebäude gebaut. Ob das aber einen Wasseranschluss erhalten wird, ist mir nicht klar.

Dann fahren wir nach Hako und besichtigen dort eine Gesundheitsstation. Mit 20.000 Birr ist die Apotheke von Mekane Yesus ausgestattet worden. Aus den Zahlungen der Patienten für die Medikamente finanziert sie den Einkauf neuer Medikamente. Wir sehen eine junge Apothekerin bei der Arbeit. Ein Komitee ist für die Finanzen und den Einkauf zuständig und kümmert sich auch um die einmal pro Woche stattfindende Gesundheitserziehung. Hierzu gehören auch die Themen Familienplanung und Schutz vor HIV/ Aids. Dass die orthodoxe Kirche keine Einwendungen gegen die Verwendung von Kondomen hat, erleichtert diese Arbeit erheblich. Es werden auch Kondome finanziert, die in den Hotelzimmern ausliegen. Das konnten wir schon selbst feststellen. Auch das schreckliche Kapitel der Verstümmelung der weiblichen Genitalien ist Thema der Gesundheitserziehung. Angeblich konnten die Komitee-Mitglieder davon überzeugt werden, dass es sich hierbei keineswegs um eine vom Koran gebotene Übung, sondern im Gegenteil um grausame Körperverletzung handelt. Das Komitee wirke seinerseits auf die Bevölkerung ein. So sei die Genitalverstümmelung sehr zurückgegangen. (Es ist bemerkenswert, wie ein immerhin von einer evangelischen Kirche getragenes Projekt in einer je nach Dorf bis zu 99% muslimischen Umgebung segensreich wirken kann. Wir berichten natürlich auch von dem großen Erfolg, den Rüdiger Nehberg mit seiner Kampagne gegen Genitalverstümmelung gerade in Äthiopien hatte.) Auch Weiterbildungsmaßnahmen für die Gesundheitstrainer werden vom Pro-

jekt durchgeführt. Im Büro hängen an der Wand Statistiken über die Häufigkeit der Todesursachen. Vier DIN A3-Pläne bilden einen Lageplan der 9 Unterbezirke von Hako, die räumlich recht weit auseinander liegen.

Wir fahren nach Lajo, dem entferntesten der vom Projekt betreuten Dörfer. Auf der Staubstraße dorthin befindet sich eine Karawane von Menschen und Tieren, die zum Markt dorthin wollen. Die vielen bunt gekleideten Menschen mit ihren Lasttieren oder Körben auf dem Rücken sind ein malerischer Anblick. Auch viele stolze Reiter und Reiterinnen – letztere teilweise voll verschleiert, auch mit Gesichtsschleier – sind unterwegs. Im Ort selbst kommt unser Fahrzeug kaum durch. Aber unser Ziel, eine Schule mit angeschlossener Zisterne, liegt noch etwa 6 km weiter entfernt. Das Fahrzeug des Projektes bleibt in Lajo, während Bereket mit uns und Herrn Zerihun weiterfährt. Die Schule ist ebenfalls verschlossen. Sie hat zwei Klassenräume, in denen – ebenfalls in zwei Schichten - 160 Schüler unterrichtet werden. Es gibt einen kleinen Blumengarten vor dem Gebäude und ein sauberes Toilettenhäuschen auf dem Schulhof. Außerdem ein Schattendach für die Pausen. Die Zisterne ist zweieinhalb Jahre alt. Sie wird vom Regenwasser gespeist, das von Dach der Schule aufgefangen wird, und fasst 78 Kubikmeter Inhalt. Vor dem Bau der Zisterne, die auch von den Bewohnern des kleinen Dorfes genutzt wird, musste das Wasser von einem 7 km entfernten Fluss geholt werden. Wir fahren zum Ort Lajo zurück. Herr Zerihun möchte dort etwas essen, und auch ich bin hungrig. In dem kleinen Lokal gibt es nur Injera mit vegetarischen Soßen (Fastenessen), weil Freitag ist. Uns ist das recht, denn Fleisch würden wir in diesem Lokal ungern essen. So lassen wir uns das wirklich leckere Essen schmecken. Herr Zerihun erzählt uns, dass die Tochter des Inhabers auch deutsche Pateneltern hat. Vor dem Eingang zum Lokal hat eine Händlerin mit einer Kiste voll flatternder Hühner ihren Stand. Männer mit Turbanen oder Kopftüchern stehen in Gruppen herum. Hier könnte man einen Karl-May-Film drehen, ohne Statisten suchen zu müssen.

Auf dem Rückweg nach Adaba biegen wir auf Detlefs Wunsch hin zu einem Staudamm ab, den wir nach Einholung einer Genehmigung und unter den wachsamen Augen eines bewaffneten Soldaten überqueren dürfen. Der vom Damm wegführende Kanal leitet das Wasser zu einem 13 km flussabwärts gelegenen Kraftwerk.

Als letztes besichtigen wir kurz vor Wosha noch eine Quelle, die mit Unterstützung der KNH hygienisch gefasst und für Trinkwasser nutzbar gemacht wurde. Aus dem Bach daneben trinkt jetzt nur noch das Vieh. An der Hauptstraße verabschieden wir uns von Herrn Zerihun, der dort vom Projektfahrzeug mitgenommen wird, und fahren weiter nach Densho.

Die Densho Lodge bietet zwar etwas mehr Komfort als die Berghütten, ist aber vom Status einer Lodge meilenweit entfernt. Das Zimmer ist riesig, aber ungemütlich. Im gemeinschaftlichen Bad (ohne Dusche) läuft das Wasser im Waschbecken nicht ab, und ein Restaurant gibt es auch nicht. Auf den nochmaligen Einkauf von Lebensmitteln verzichten wir, gehen im Ort essen und kaufen für das Frühstück ein paar Kekse.

Samstag, 4.2.

Schon nachts haben wir Warzenschweine gehört, die vor unserem Fenster herumwühlten. Morgens ist eine ganze Familie dort versammelt. Wir frühstücken Kekse und Saft. Bereket ist inzwischen eingetroffen. Er beschwert sich über die anderen Fahrer, die ihm kein Bett freigehalten haben, sodass er doch im Ort schlafen musste. Sie haben sich untereinander auf Oromo unterhalten, und er hat sich gehütet, ihnen erkennen zu geben, dass er auch Oromo versteht und spricht. Die Oromo fühlen sich von den Tigray -Leuten in der Regierung „kolonisiert“ und lehnen sie ab.

Wir verhandeln mit den Leuten vom Nationalpark-Büro, ob wir wirklich auch für die Autofahrt durch den Nationalpark einen Führer brauchen. Ja, das sei leider so. Also buchen wir den Eintritt für zwei Tage und einen Führer dazu, dem wir dann auch noch eine Übernachtung und Verpflegung in Goba, unserem nächsten Ziel, bezahlen müssen. Mit dem Führer fahren wir nach Densho zurück, wo uns Bereket kurz hinter dem Ort aussteigen lässt. Über eine Fläche mit abgeweidetem Gras wandern wir auf die nächsten Hügel zu. Eine Gruppe von Männern ist gerade dabei, auf dem Gras ein geschächtetes Rind zu zerlegen. Wir passieren ein Bauarbeiter-Camp der Chinesen und kommen auf eine Bachschlucht zu. Ein kleiner Fluss hat sich tief eingeschnitten und bildet einen bescheidenen Wasserfall, der aber immerhin noch in der Trockenzeit Wasser führt. Eine Frau führt ihren Lastesel durch eine Furt, während wir die Schlucht auf einer Brücke überqueren. Auf der anderen Seite grasen Herden von Berg-Nyalas, eine schöne Antilopenart, und einige Reed Bucks.

Zweimal sehen wir auch Warzenschweine. Es ist eine gemütliche vierstündige Wanderung mit vielen Pausen. Idris, unser Führer, ist ein eher schweigsamer Typ und angenehmer Begleiter.

Zurück in Densho erwartet uns Bereket mit frisch gewaschenem Auto und fährt uns nach Goba, wo wir im einzigen besseren Hotel abgeladen werden. Die Hotelanlage ist sehr ansprechend gestaltet, aber wir müssen dreimal das Zimmer wechseln, ehe wir eins finden, in dessen Bad die Installationen funktionieren.

Entweder leckt der Wasserhahn mit entsprechender Pfütze auf dem Boden oder die Toilette produziert eine Überschwemmung. Bei unserer endgültigen Bleibe fällt uns nur der Brillendeckel in den Rücken, wenn wir ihn nicht festhalten – eine vergleichsweise geringfügige Einschränkung.

Da wir den freien Nachmittag irgendwie sinnvoll gestalten wollen, schlage ich vor, ins Städtchen zu gehen und dort vielleicht zu Abend zu essen. Wir machen uns also auf den etwa 2 km langen Weg. Die Straße ist vierspurig mit noch einem zusätzlichen Erdstreifen für die vielen Pferdewagen, die hier nicht nur zum Lasten-, sondern überwiegend auch zum Personentransport verwendet werden. Auf der Asphaltstraße bewegen sich hauptsächlich Fußgänger, hin und wieder auch Esel, Schafe und Kühe. Der Verkehr von Bajaj, Minibussen und Geländewagen ist äußerst spärlich. Vor dem einzigen ansprechenden Café des Ortes steht unser Auto. Bereket hat hier im Fernsehen ein Spiel der britischen Fußball-Liga angeschaut. Da das Hotel abseits des Städtchens liegt, freuen wir uns auf eine ruhige Nacht. Die ist allerdings bereits um etwa vier Uhr morgens zu Ende, denn ein Muezzin ruft seinen liturgischen Gesang ohne Unterbrechungen bis nach sechs Uhr morgens in unsere Ohren. So etwas haben wir noch nie erlebt. Später erfahren wir, dass am 5. Februar Mohammeds Geburtstag ist, zu dessen Ehre diese Gesänge veranstaltet werden.



Sonntag, 5.2.

Von Goba aus fahren wir mit unserem Führer Idris auf der „höchsten Allwetterstraße Afrikas“ auf das Sanetti-Plateau. Das ist eine grasige Hochfläche der Bale Berge in 4.000 Meter Höhe und Nationalpark. Vereinzelte Lobelien-Gruppen zwischen Felsen bilden dazu einen reizvollen Kontrast. Die dort lebenden äthiopischen Wölfe soll man angeblich vom Auto aus sehen können. Leider sehen wir keinen. Bereket und Idris sind sich einig, dass es noch zu früh am Tage und daher noch zu kalt für sie sei. Also überqueren wir das Plateau und fahren in den ausgedehntesten Wald Äthiopiens, den Harena Forest. Wir sehen viele alte Hagenia-Bäume. Wir geraten in eine Preisverhandlung, weil wir einen besonders prächtigen Baum auf einem Privatgrundstück fotografieren wollen. Die Frau erhält 10 Birr, will aber noch mehr, falls ihre Kinder auch auf dem Foto zu sehen sein sollen. Das ist Wucher! Neben den dicken Hagenia wachsen hier schlanke Lobelien, Bambus und noch viele andere Baumarten. Aber der Wald ist nicht so dicht, wie wir uns das vorgestellt hatten – zumindest nicht in Straßennähe. Das liegt daran, dass auch außerhalb der einzigen größeren Siedlung immer wieder Menschen leben und Lichtungen schlagen. Das Bewusstsein, dass dieser Wald etwas Besonderes und damit schützenswert ist, muss sich erst durchsetzen.

Als wir auf der Rückfahrt über das Sanetti-Plateau noch immer keinen Wolf sichten, kann es kaum mehr an der Tageszeit liegen. Wir fahren noch bis auf den mit 4.377 m zweithöchsten Gipfel des Landes, auf dem eine Wetterstation steht, steigen aber wegen des starken Windes nicht lange aus. Dann beschließt Idris, in einer Gegend mit viel Rattenlöchern, in der es folglich auch Wölfe geben müsste, auszusteigen und zu erkunden. Er hat auch damit keinen Erfolg. Aber wir nutzen die Pause, um unsererseits in der anderen Richtung von der Straße aus zu Fuß zu gehen, denn die Landschaft ist wirklich schön. Idris folgt uns, überholt uns und entdeckt dann tatsächlich einen Wolf. Es ist ein schönes rotbraunes großes Tier, das offensichtlich sattgefressen gelagert hat und sich nun bewegt. Sehr scheu ist der Wolf nicht, sodass wir uns allmählich immer näher an ihn heranbewegen können, bis er selbst für unsere kleine Digitalkamera gut erfassbar ist. Wir nehmen uns viel Zeit, bis schließlich der Wolf langsam aus unserem Blickfeld verschwindet. Bei der Weiterfahrt sehen wir dann noch einen weiteren Wolf, der aber viel kleiner und auch scheuer ist.

Wir lassen uns von Bereket im Zentrum von Goba absetzen und trinken in einem kleinen Lokal Buna, den

äthiopischen Kaffee. Wieder sehen wir Verkäufer vor Haufen von Kleidungsstücken. Der Verdacht liegt nahe, dass es sich um Ergebnisse europäischer Altkleidersammlungen handelt. Das würde dem lokalen Handel und Handwerk erheblich schaden.

Als wir schließlich in unserem Hotel ankommen, sehen wir mit Erstaunen, dass unser Auto vor der Tür steht. Wie uns Bereket am nächsten Tag erzählt, ist er zum Fußball-Schauen gekommen. Im Ort hätte er Angst, dass sich die Fans der beiden britischen Clubs Chelsea und Manchester United (Endstand 3:3) nach dem Spiel Messerstechereien liefern. Die britische Liga ist in Äthiopien so populär, weil über einen südafrikanischen Sender alle Spiele übertragen werden. Der zur Zeit unseres Aufenthaltes stattfindende Afrikacup der Nationalmannschaften findet dagegen wenig Interesse.

Während die Fußballfans vor dem Bildschirm sitzen, findet im großen Speisesaal des Hotels eine Hochzeitsfeier statt. Wir können lila, rot und blau gewandete Brautjungfern bewundern. Als die Braut schließlich zum Fototermin im Hotelgarten erscheint, schreitet sie mit einer langen weißen Schleppe über den Rasen. So prächtig das Ganze auch ist – wir fürchten um unsere Nachtruhe. Aber unsere Befürchtungen sind unbegründet. Nach dem Essen und zahlreichen Programmpunkten verschwindet die ganze Hochzeitsgesellschaft in einem Autokonvoi. Der Speisesaal wird aufgeräumt und für die Hotelgäste zurechtgemacht. Inzwischen sind auch die drei anderen deutschen Gäste eingetroffen. Sie haben ebenfalls einen Wolf gesehen, jedoch nur einen kleinen und aus weiter Ferne.

Montag, 6.2.

Auf der Fahrt von Goba nach Adaba sehen wir wieder viele umgestürzte LKW. Wir fahren zum Büro der Mekane Yesus Kirche. Herr Mamush und Herr Zerihun sind auch nicht anwesend, aber die restliche Belegschaft begrüßt uns begeistert. Wir machen noch ein paar Erinnerungsfotos. Auf der Fahrt zum Awash – Nationalpark durchschneidet die Straße den Beseka-See, der früher einmal kleiner war und dessen Wasserspiegel ständig steigt. Da befürchtet wird, dass die Straße einmal ganz unterspült wird, baut man bereits an einer Umgehung. Diese Straße verbindet Addis Ababa mit dem Hafen in Djibouti und ist damit die wirtschaftliche Hauptschlagader des Landes. Auch die sich im Wiederaufbau befindende Eisenbahnlinie führt auf einem Damm durch den See. Die Awash Falls Lodge liegt sehr schön oberhalb einer Schlucht mit Blick auf den Wasserfall und ist recht geschmackvoll eingerichtet. Ausnahmsweise funktioniert hier tatsächlich alles.

Nach dem Abendessen setzt sich Bereket noch zu uns. Irgendwie kommt das Gespräch auf die Unterschiede zwischen der orthodoxen Kirche, der er angehört und uns Lutheranern. Offensichtlich sind wir ihm inzwischen vertraut genug, um ein freundliches und aufmerksames Gespräch über die Marienverehrung und Jesus als einzigen Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu führen. Im Laufe der Fahrt haben wir natürlich einiges über Bereket erfahren. Er ist als jüngstes von 8 Geschwistern einer aus Tigray stammenden Familie in der in der Oromo-Region liegenden Stadt Shashemene aufgewachsen. Einer seiner Brüder, der angeblich als stärkster Mann in Shashemene angesehen wird, ist Boxer und dessen Sohn auch. Sein gefährlichstes Erlebnis hatte Bereket auf einer Fahrt zur Grenze zu Kenia mit einem chinesischen Team, das die örtlichen Gegebenheiten zum Aufbau von Telekommunikations-Verbindungen erkunden sollte. In der Nähe der Grenzstadt Moyale wurden sie von Rebellen der OLF überfallen und komplett ausgeraubt. OLF ist die Abkürzung für die Oromo Liberation Front, die bis heute auch im Harema Forest ein Trainingscamp unterhalten soll. Bereket meint, dass ihn damals sein in Shashemene erlerntes akzentfreies Oromo trotz seines Tigray-Äußeren davor bewahrt habe, getötet zu werden. Detlef ist verblüfft über die Parallele zu seinem vor 35 Jahren geschriebenen Roman, in dem die Hauptfigur genau an diesem Ort ihr Ende findet.

Nachts benutzen wir in unserem luftdurchlässigen Bungalow sicherheitshalber das Moskitonetz, obwohl es heißt, es sei nicht die Jahreszeit für Mücken. Aber bei einer Höhe von 800 bis 900 Meter ü. NN besteht doch ein geringes Malaria-Risiko.

Dienstag, 7.2.

nach dem Frühstück geht es zum Game Drive durch den Nationalpark. Natürlich brauchen wir wieder einen Scout. Er gehört dem Stamm der Kereyn an, die sich mit den Afar befenden. Beide Stämme sind sehr kriegerisch und ihre Gebiete stoßen an der Straße nach Djibouti aneinander. Unser Führer hat Schmucknarben im Gesicht und trägt ein Gewehr mit Plastik-Schaft. Wir fragen ihn, wieso im Nationalpark Viehherden weiden. Er erklärt uns, dass das zwar verboten ist, die Dörfler sich aber nicht vertreiben lassen. Im vergangenen Jahr habe es ein Feuergefecht zwischen ihnen und den Scouts gegeben mit zwei Toten auf Seiten der Scouts.

Seitdem wagen sie sich nicht mehr auf Patrouille. Angeblich gibt es Verhandlungen mit der Regierung darüber. Im Scherz hat Bereket den Scout gefragt, ob er mit uns zu den heißen Quellen fährt, die im Gebiet der Afar liegen. Er habe zögernd gemeint, zusammen mit Touristen könne ihm wohl nichts geschehen. Wir sehen Oryx und Warzenschweine, Kudus, Affen und Schakale im gelben Gras und natürlich jede Menge Vögel. Nach Abschluss der Fahrt gehen wir noch am oberen Rand der Schlucht spazieren und bewundern den prächtigen Wasserfall. Danach steigen wir zum Fluss ab und betrachten den Wasserfall von unten. Leider verströmt er einen ziemlich üblen Geruch, der von den Düngemitteln der oberhalb gelegenen Zuckerrohrfelder herrührt. Ungerührt von dem Gestank liegt ein kleines Krokodil auf einem Felsen im Wasser. Später sehen wir noch ein wesentlich größeres Krokodil. Wir gehen weiter ein Stück am Fluss entlang. Drei junge Männer aus Djiddah kommen uns entgegen und wollen unbedingt Fotos mit uns machen. Wir machen die Scherzfotos mit. Eine Einladung zum Lunch am Flussufer schlagen wir aber aus, nachdem ich mit Dolch und abgeschlagenem Ziegenkopf posiert und ein Scheinzeremonie mit Kaffeekanne an der „Coffee Bar“ absolviert habe. Wir sind froh, dass die Männer uns später nicht mehr über den Weg laufen, denn etwas seltsam waren sie doch. Bereket meinte später, er habe noch nie arabische Touristen gesehen.

Bereket telefoniert mit seinem Kollegen Teddy. Wegen der Entführung und Ermordung der Diamir-Reisenden in der Danakil gibt es viele Reisetornierungen. So versuchen die Reiseveranstalter, ihre Fahrzeuge und Fahrer bei befreundeten Unternehmen unterzubringen. Für die Tourismus-Branche ist die Entführungsgeschichte ein herber Rückschlag, denn die meisten Reisenden unterscheiden nicht zwischen dem recht sicheren „normalen“ Äthiopien und der schon immer gefährlichen Danakil.

Beim Abendessen werde ich von einer Mücke gestochen. Also gehe ich zu unserem Bungalow, um mir ein Mückenschutzmittel zu holen. Aufgeschreckt von meinen Schritten stürmt erst ein Warzenschwein dicht an mir vorüber, dann ein weiteres, das vor unserer Haustür graste.

Mittwoch, 8. 2.

Nach einem letzten Blick auf den Awash-Wasserfall geht es auf die Rückfahrt nach Addis. Wieder kommen wir an umgestürzten LKWs vorbei. Aber irgendwann ist Addis erreicht und die Fahrerei zu Ende. Wir laden unser Gepäck im Hotelzimmer ab und fahren mit Bereket zum Markt, um einen Teppich als Ersatz für unseren 36 Jahre zuvor erworbenen und nun nicht mehr schönen Teppich zu kaufen. Der Handel ist rasch abgeschlossen, und wir können Bereket zu einem Abschieds-Lunch in den „Elephant Walk“ einladen. Als Abschiedsgeschenk an uns verehrt er uns eine CD von Helen Berhe. Danach verabschieden wir uns dankbar von ihm mit allen guten Wünschen für ihn und seine Familie.

Pünktlich um 19 Uhr sind Tadesse und sein Freund Abraham in der Lobby eingetroffen. Wir laden sie zum Abendessen ein. Tadesse hält die Fastentage der orthodoxen Kirche (Mittwoch und Freitag) ein und isst daher kein Fleischgericht. Er trinkt auch niemals Alkohol. Wir ändern lassen uns ein frisch gezapftes Bier schmecken. Die Frage nach einem Führerschein muss Tadesse verneinen; nachdem er damit angefangen hatte, seien die gesetzlichen Bestimmungen verändert worden, sodass er nochmals von vorn hätte beginnen müssen. Das Geld dazu (ca. 250 Euro) habe er aber nicht. Er übergibt uns einen Brief an seine Pateneltern in Detmold und außerdem seinen Weihnachtsbrief an sie, den die Deutsche Post trotz korrekter Adresse zurückgeschickt hatte, weil der Familienname fehlte. Da die beiden noch je eine Stunde Rückweg vor sich haben, verabschieden wir uns nach dem herzlich von ihnen.

Donnerstag, 9. 2.

Im winterlichen Frankfurt bei minus 4 Grad gelandet, müssen wir endlos auf unser Gepäck warten. Wir beschließen, noch in der Nacht mit unserem Mietwagen nach Hause zu fahren.